

Populäre
Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

zur

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

79.

Wien, Mittwoch den 3. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1103) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden S. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden S. M. ganzjährig, und um vier Gulden S. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. In Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Die Arznei und der Doctor.

Zwar auch ein umfassenderer Unterricht schülzt, wie es leider die Erfahrung lehrt, nicht allezeit vor verderblichen Ansichten in der Gesundheits- und Krankenpflege, vor Mißverstehen ärztlicher Vorschriften, Hang zur Quacksalberey, zum Glauben an Wunderthäterey und vor manchen daraus erwachsenden Nachtheilen für Leben und Gesundheit; aber ohne große Mühe kann man sich durch Unterhaltung mit Landleuten und Städtebewohnern, welche gerade nicht das Glück hatten, daß bey ihrer Unterweisung viel auf Entwicklung und Bildung ihres Verstandes gewirkt wurde, davon überzeugen, daß sie allein aus Mangel an richtigen Begriffen über Dieses und Jenes im gemeinen Leben, so manchen Mißgriffen in Bezug auf ihre Gesundheit Preisgegeben sind. Es würde in einer des Lichtes so bedürftigen Zeit wahrhaft undankbar seyn, wollte man vergessen, wieviel seit einigen Decennien von Seite der Unterrichtsanstalten geleistet worden ist; indeß kann es um so weniger mißdeutet werden, wenn hier der Wunsch ausgedrückt wird, es möchten die Verstandesübungen in den verschiedenen Schulen dann und wann auf Begriffe jener Art gerichtet werden, da niemand mehr als der ausübende Arzt Gelegenheit hat, die nachtheiligen Folgen des Mangels an richtigen Begriffen über diätetische und moralische Gesetze zu beobachten. Beispiele werden die Sache am glücklichsten erläutern, und von der Menge solcher zu berichtenden Begriffe, auf welche Lehrer gar leicht von dem nächsten besten practischen Arzte aufmerksam gemacht werden können, mögen nur zwey, welche aus der Krankheitspflege so un-

gezwungen hervorgehen, zu Beispielen dienen, nämlich die Arznei und der Doctor.

Was verbindet wohl Der, welcher nicht mehr als den ganz gewöhnlichen Unterricht empfing, für einen Begriff mit dem Worte Arznei? — ein Heilmittel? — ja! — ein Arzneymittel? — ja! — aber jedes Product der Natur, welches von außen und nach chemischen Kräften auf den lebenden Organismus einzuwirken, dadurch in kranken Körpern die Wiederherstellung der Gesundheit hervorbringen vermag, zu letzterem Zwecke künstlich vorbereitet, das in den Apotheken wohl eingerichteter Staaten aufbewahrt und von den Ärzten zur Hebung der Krankheiten in allerley Formen bald allein, bald in Verbindung mit anderen solchen Stoffen benutzt wird? — keinesweges.

Unter Arznei verstehen sie dann nur die bezeichneten Stoffe, wenn sie die flüssige Form haben. Man frage nur Kranke von der angedeuteten Bildung, welche der Arzt zur Beseitigung ihrer Krankheitsübel mit Pillen oder Pulvern versorgt hat, nach ihrer Arznei, und sogleich werden sie erwiedern, daß sie Arznei gar nicht, bloß Pulver oder Pillen hätten. Welchen Nachtheil sollte das aber erzeugen, ob sie das Pulver oder Arznei nennen? wenn sie es nur verschlucken! Mehr als man bey flüchtiger Erwägung zu glauben geneigt ist. Der falsche Begriff erweckt in ihnen manches Mißtrauen und leitet sie oft von wahrer ärztlicher Hülfe ab. Ersteres kann gar nicht befremden, wenn man bedenkt, daß der Ausdruck Arzneyen im Allgemeinen alle Medicamente bezeichnet, und so auch von dem Gebildeten gebraucht wird; daß jene hingegen dem Worte nur eine engere Bedeutung beylegen, damit bloß diejenigen Medicamente zu bezeichnen gewohnt sind,

welche in flüssiger Form angewendet werden, und den- noch dabey gelernt haben, daß die Krankheiten von den Ärzten mittelst der Arzneyen geheilt werden. Es kann demnach gar nicht fehlen, sie müssen Mißtrauen in jede ärztliche Behandlung setzen, bey welcher ihnen die arzneylischen Stoffe in einer andern als flüssigen Form verordnet werden, da ihnen alles Curiren mittelst trockener Arzneysubstanzen ein Verfahren ganz anderer, ungewöhnlicher, noch nicht hinlänglich erprobter Art scheint. Was aber noch nicht fattsam erprobt ist, wie sollten sie dazu volles Vertrauen haben? Dieses Mißtrauen in die Mittel, in die Methode, entstanden aus der mißverstandenen Bedeutung des Wortes „Arzney“, muß sie nun auch oft von wahrer ärztlicher Hülfe ableiten. Nicht leicht werden Kranke solcher Art in einer Behandlung bey dem bewährtesten Arzte verharren, wenn er vielleicht durch die neue Art der Krankheit bestimmt wird, Mittel anzuwenden, welche sich entweder gar nicht oder sehr schwer in die flüssige Form bringen lassen; erscheint nicht sogleich auf das erste oder höchstens zweyte Arzneymittel in trockener Form die Heilung oder auffallende Besserung, so sehen sie sich nach Ärzten um, welche ihnen Arzney, d. h. Mittel in flüssiger Form, geben. Aber wohin führt sie Das so häufig? — in die Hände von Halbwissern, welche größtentheils zur Bedeckung ihrer Unwissenheit, das Receptschreiben weißlich vermeiden, die Arzneyen selbst zusammensudeln, aus Eigennuß dem Bourtheile nachgeben, und welchen es weniger Mühe macht, ein paar Lincturen zusammen zu gießen, als ein Pulver tüchtig zusammen zu reiben, oder gar eine Quantität Pillen zu bereiten; zu Quacksalbern, deren Heilapparat meist nur in mancherley Ansätzen verschiedener arzneylischer Substanzen mit Branntwein besteht, oder endlich gar zu Sympathetikern, wo sie des lästigen Einnehmens meist ganz überhoben sind. Dazu kommt nun noch, daß die meisten Menschen gegen Arzneyen in trockener Form einen entschiedenen Widerwillen haben, daß sie schon ein Grausen vor alten Ärzten haben, zu deren Mitteln auch Pulver und Pillen gehören. Laßt sich vollends gar ein Arzt einfalten, seinen Kranken, welchem er ein Pulver verordnete, nach der Wirkung der verschriebenen Arzney zu fragen, dann ist oft schon das Zutrauen zu ihm dadurch rein weg, daß sich der Kranke einbildet, der Arzt wisse gar nicht mehr, was er ihm für seinen Zustand verordnet habe, sonst könne derselbe ja gar nicht nach Arzney fragen, wo er Pulver oder Pillen schlucken müsse. Vor gar nicht langer Zeit bekannte dem Verf. ein hoffnungsloser Lungenschwindsüchtiger in den letzten Tagen seiner Leiden, daß bey der Brustentzündung, welche ihn vor einem Jahre ergriffen gehabt habe, und welche der Anfang seiner eigentlichen Leiden gewesen sey, er, ob er gleich schon bedeutende Besserung gemerkt habe, von ihm weggewichen sey, weil er gar keine Arzney bekommen und geglaubt habe, Pulver könne ihm für seinen Zustand nichts helfen, dann hätte Verfasser auch seine Frau gefragt, wie ihm die Arzney zugesagt, wo er bloß Pulver erhalten habe, und diese

wäre dadurch mißtrauisch geworden, ob ein Arzt, welcher nicht mehr wisse, was er gegeben habe, auch der Cur die nöthige Aufmerksamkeit widme? Der arme Leidende, welcher nun bloß um Mittel zur Erleichterung seines Hustens und zur Hemmung seines erschöpfenden Durchfalls bath, setzte dann hinzu, wie leid ihm und seiner Frau es thue, daß sie vom Verfasser weggewichen wären, da er ihm doch damals gewisse Hoffnung zu seiner völligen Herstellung gemacht habe, und ihm von allen den Ärzten (Asterärzten), zu welchen er seine Zuflucht genommen, gar keine Besserung, selbst nicht die geringste Erleichterung wieder geworden wäre. Zehn Tage darauf verschied der allgemein geschätzte Mann, und die Ursache seines Todes war der falsche engere Begriff, welchen er nebst seiner Frau mit dem Worte Arzney verband. —

Ähnliches Bewandniß hat es mit dem so gewöhnlichen, fehlerhaften Begriffe, welcher im gemeinen Leben mit dem Titel Doctor verknüpft zu werden pflegt; derselbe wird wiederum zu weit gestellt. Da ist ein Doctor der Arzneywissenschaft nicht allein der Mann, welcher mit den nöthigen Vorkenntnissen die Heilkunst, d. h. das kunstmäßige Hervorbringen von mancherley Veränderungen im menschlichen Organismus, auf welchen die Beseitigung einer Krankheit und die Wiederherstellung der Gesundheit beruht, studiert, und nach zurückgelegten Prüfungen über seine Tüchtigkeit von einer medicinischen Facultät die nachgesuchte akademische Würde erlangt hat, nein, unter Doctor versteht man „Arzt“, einen jeden, welcher curirt, d. h. befugt oder unbefugt zu heilen versucht. Nun sind ja aber das alles Doctoren, welchen sich die Einsichtsvolleren in Krankheitszuständen überlassen und anvertrauen, warum sollen nicht auch sie sich der Doctoren bedienen? Man sieht leicht ein, wie durch den falschen Begriff die guten Leutchen offenbar verleitet werden, sich in der Meinung, sie thäten ganz recht, Halbwissern, Asterärzten und Quacksalbern hinzugeben. Wenn es nun vollends solche Landplagen mit selbstzufriedener Mühe aufnehmen, wenn ihnen von Seiten der Einfältigen der Doctortitel gegeben wird, wie ist es möglich, daß sich diese aus der Verwirrung herausfinden, die Doctoren, sowohl als die Asterärzte richtig zu würdigen verstehen und der Gefahr entrinnen sollen, in welche sie oft, verleitet von dem irrigen Begriff, durch Quacksalberey verfallen? Möchten es sich doch daher Lehrer in den niedern Schulen angelegen seyn lassen, sich durch Berichtigung dieser und ähnlicher falscher Begriffe wahre Verdienste um die leidende Menschheit zu erwerben!

Ueber die Eigenthümlichkeiten des Geschmacks; übermäßigen Genuß aus Vorliebe für einzelne Speisen oder Getränke; und Abscheu gegen einzelne Speisen oder Getränke.

Wären die Menschen bey dem Genuße derjenigen rohen Producte geblieben, welche die Erstgeborenen dieser Er-

de für angemessen fanden und verzehrten, so wäre wahrscheinlich kein Anlaß vorhanden zu den vielen Diätvorschriften, welche die Ärzte unserer Zeit allenthalben so eindringlich, und doch vielfeits tauben Ohren predigen, das Menschengeschlecht würde bey weitem nicht so vielerley Krankheitsformen unterworfen, und seine Lebensdauer würde unfehlbar mindestens doppelt so lange seyn, als jetzt *).

Aber der menschliche Verstand hat bey dem Auffuchen und Betrachten des Vorhandenen in der Schöpfung, unter den vielen Entdeckungen, die ihm wahrhaft Nützliches gebracht, auch Entdeckungen gemacht von verschiedenen sinnlichen Genüssen, die ihm dann nach und nach zum steten Bedürfnisse geworden sind. Man kam durch Zufall, durch Versuche, durch Noth — zum Genuße verschiedener Gegenstände, zu verschiedener Mengung der Substanzen, und Zugaben bey der Bereitung, endlich auch zum Genuße des Thierfleisches; und sobald die Unschädlichkeit, Verdaulichkeit desselben erwiesen war, erstreckte der damalige Herr der Welt sein Consumtionsrecht zu Gunsten des Saumens, das er früher nur über das Pflanzenreich ausgeübt hatte, über das ganze Thierreich aus, auch sogar im Mineralreiche fand der kühnere Späher Dinge für seinen Gebrauch bey der Speisenerbereitung (das Salz).

Es bedarf keiner weitern Beweise, daß das Reproduct der genossenen Nahrungsmittel die Gemüthsbeschaffenheit des Menschen (wie aller Thiere) determinire, sogar der geistigen Thätigkeit Richtung und Grade bedinge, daß der charakteristische Zug eines ganzen Volkes nach der Gattung der gewöhnlichen Nahrungsmittel sich ausbilde, daß fleischessende Völkerstämme ungleich geistiger, muthiger, kriegerischer sind (aber auch kürzerer Lebensdauer haben), als jene, die mehr oder ausschließlich von Vegetabilien leben. Der Übergang zum Fleischgenuß hat für die Menschengeschichte eine sehr wichtige Epoche vorbereitet, so wie in noch weit höherem Maße das in Gebrauchnehmen pflanzlicher Stoffe zur Bekleidung: (Baumwolle, Hanf) statt der früher gebrauchten thierischen Wälgel und Felle.

Bekanntlich läßt die Zubereitung der Fleischgattungen eine weit größere Verschiedenheit und größere Menge von Zuthaten (Gewürze, Kräutern u.) zu, als die der Speisen aus Vegetabilien; und jede dieser Hauptclassen findet ihre Liebhaber. In der Regel ziehen Männer — Fleisch jeder Gattung den andern Speisen, das weibliche Geschlecht hingegen und Kinder ohne Unterschied des Geschlechtes, — vegetabilische Nahrung der thierischen, vor **).

Daß manche Menschen überhaupt viel essen, manche von

einzelnen Speisen besonders viel oder sehr oft essen, eigene Zubereitungsarten, z. B. stark geschmaltzen, gewürzt, gesäuert oder versüßt — lieben, ist bekannt; die meisten Menschen haben ein Lieblingsgericht unter den, jedem bekannten Speisenregistern oder Getränken; nebstbey auch fast alle Völker gewisse Reizmittel (Narcotica) in Gebrauch (Europäer z. B. Kaffeh, Tabak; Asiaten: Opium, Tabak, Betel). Diese Vorliebe für Eins und das Andere erzeugt sich auf zweyerley Weise; entweder unmittelbar, individuell, auf die instinctartige, persönliche Indication, oder durch Nachahmung Anderer *), und Beschwichtigung des eigenen Geschmackgeföhls aus Gewohnheit.

Es gibt eine Menge Nüancen in der Geschmacksmodalität, sie sind Folgen individueller Indicationen. Manche Personen verabscheuen aus unerklärlicher Idiosyncrasie gerade solche Nahrungsmittel oder Bereitungsweise derselben, die unter der großen Menge sehr beliebt sind (diese Abweichung betrifft hinwieder die Fleischspeisen mehr als vegetabilische, die üppig zubereiteten mehr als einfach vorgegerichteten), und genießen dagegen gerne manche Speisen und Getränke, die der Mehrzahl sehr widrig sind. Das einfach gekochte Rindfleisch, Reis, Erdäpfel, Brod, u. a. m., kann im gefunden Zustande jeder Mensch ohne Widerwillen genießen, hingegen Wildpret, Sulzen, üppige Milch- und Mehlspeisen u. u. nicht. Diese Vorliebe und Abscheu dürfte sich wie folgt, erklären lassen:

Von jedem Eindrücke auf die Sinne bildet sich das Vorstellungsvermögen eine bestimmte Figur (wenn auch nicht in solchen Umrißen, wie wir sie von objectiven Gegenständen uns mit der Hand machen können); diese bleibt nun im Gedächtnisse, und tritt unter der Benennung „Erinnerung“ bey entsprechenden Anlässen wieder hervor. So z. B. wird bey dem kleinen Kinde, das sich an der Kerzenflamme einmahl gebrannt hat, die Vorstellung von dem gebakten schmerzhaften Geföhle erneuert; so oft ihm eine brennende Kerze nahe gebracht wird. Eben so bleiben die angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, welche die erste chemische Zersetzung der Salze oder Säuren, die den Speisen beygemischt sind, auf die Geschmacksnerven erzeugt, dann das Wohlbefinden oder Mißbehagen bey und nach der Verdauung des Genossenen, in der Erinnerung, und wird demnach die Lust zum Wiedergenuß der wohlschmeckenden, oder Abscheu, Ekkel gegen die übelstschmeckenden Substanzen erweckt werden, sobald dieselben vor's Auge kommen, oder von ihnen gesprochen wird. Der Genuß bey dem Schmecken ist sehr groß, und seine Lebhaftigkeit wird von der allgemeinen Erregbarkeit

*) Zum Beweise frage man um die Lebensordnung sehr alt gewordener Leute in unserer Zeit, und man wird erfahren, daß es solche Personen gewesen sind, die mehr Vegetabilien als Thierfleisch zu sich genommen, und immer Kraft erfordernde Arbeit verrichtet hätten.

***) Für ihre zarteren Geschmacksnerven und Verdauungswerkzeuge ist Fleisch zu grob und scharf und schwerer verdaulich als die milden und so ganz angemessenen Milch- und sogenannten Mehlspeisen.

*) Wie lernen z. B. kleine Kinder das Süße lieben? auf die einfachste Weise. So weit Zucker und andere Süßigkeiten bekannt sind, haben Mütter oder Ammen nichts Wichtigeres zu thun, als ihren Lieblingen dergleichen zu verschaffen. Da hier nicht der Geruch oder äußere Gestalt einladet, so macht man den Kleinen mit allerley Geberden begreiflich, daß Süßes etwas Gutes sey. Nicht anders verhält sich's mit den Genüssen und Übergenüssen unter Erwachsenen. Wie lernt man z. B. viel trinken? in Gesellschaften.

des Individuums bedingt, die feinen Wurzeln auf der Zunge und am Gaumen, so wie die stärkeren, tiefer befindlichen Geschmackswerkzeuge (zuweilen auch die Geruchsnerven) werden, weil sie so offen liegen, sehr lebhaft afficirt, die Zunge und der Gaumen möchten den Bissen fortschmecken oder den Schluck, aber die stärkeren Schlundmuskeln entreißen sie ihnen, weil bey der mindesten Hemmung des Luft- Aus- und Einathmens, der Gegenstand auf- oder niederwärts getrieben werden muß. Da nun der eine oder einige Bissen oder Schlucke die Lust des Gutschmeckens nicht befriedigen, so geschieht es häufig, daß man das Maß überschreitet, und die Rücksichtnahme auf Verdauungskräfte vergißt. Nicht selten geschieht es aber auch, daß das Übermaß die Folge hat, daß das Lieblingsgericht oder der Trank den Vorzug verliert, weil sich entweder durch zuviel Genießen — Gekel, Wiedergeben eingestellt hat, oder man fürchtet, sich nicht genug enthalten zu können.

(Der Beschluß folgt.)

A p h o r i s m e n .

Moralischer Zwang ist für Mädchen am drückendsten; sie besitzen nicht das männliche Feuer der Seele, um diese Eisensesseln zu schmelzen.

Nichts ist langweiliger und dem Charakter gefährlicher, als eine sogenannte Visitenstadtbase. Ihr Besuch ist ein dreysacher: ein stundenlanges Kommen, ein stundenlanges Niederstehen und ein stundenlanges Fortgehen. Sie schwächt mit den Fingern, und strickt mit dem Munde — und ihr Strickzeug besteht aus dem Strickkörbchen der Medisance, aus den spitzen Stricknadeln der Sticheley, und aus dem aufwickelnden Fadenknäuel der Gemüthsaufwieglung

Männerlaunen sind Schwächen, die sich besiegen lassen; aber Mädchenlaunen sind Krankheiten, die nur durch Diät geheilt werden können.

Vier Species bilden die Rechnung des Lebens: der Knabe numerirt, der Jüngling addirt, der Mann multiplicirt, und der Greis subtrahirt.

Die fünfte Species macht einen Strich durch die Rechnung und — dividirt; das thut der Tod.

Wenn ein heller Verstand nicht mit Nachsicht versehen ist, so sollen wir immer mit Leuten von einem gewissen Grad von Dummheit umgehen wollen.

Gewöhnlich sind die leichtesten Köpfe die schlechtesten Chemanänner, und selten behandelt ein Mann von Verstand seine Frau schlecht, wenn sie es nicht verdient.

Gemeiner Seelen Loos ist, nicht heftiger Leidenschaften Macht zu fühlen; ein großes Herz empfindet sie und weiß sie zu besiegen.

M i s c e l l e .

Das Gewissen.

Zu einem deutschen Abte, Josimus mit Nahmen, kam einst ein Mörder mit der Bitte, er möchte ihn doch in seinem Kloster unter die Zahl der Mönche aufnehmen. Es wurde ihm seine Bitte gewährt, und der Mörder der Sicherheit halber in das Kloster des Dorotheus gebracht, wo er vor Nachstellungen nichts zu befürchten hatte. Der Mörder hielt sich daselbst 9 Jahre auf; doch was geschieht! — Einst kommt er als Mönch in einem äußerst aufgeregten Seelenzustande zum Josimus zurück, legt seine Kutte ab, und bittet, man möchte ihm nur ein anderes Kleid geben, er könne durchaus nicht mehr ein Mönch bleiben. Nachdem man ihm vorgesteckt hatte, daß dies nun, da er sich einmahl dem geistlichen Stande gewidmet habe, nicht mehr angehe, antwortete er: „Dies mag nun seyn, doch meine Blutschuld liegt schwer auf meiner Brust, täglich erscheint mir ein kleines Kind, das ich ermordete, und ruft mir unablässig zu: Warum hast du mich erwürgt; — wenn ich mich zu Bette lege, so kommt das Kind und ruft: Warum hast du mich umgebracht; — wenn ich bethe, so schreit es: Warum hast du mich ermordet! — kurz wo ich gehe und stehe, da ist das Kind und schreit ununterbrochen: Warum hast du mich erwürgt!“ — Darum will ich mein altes Kleid anziehen, hin zu den Richtern eilen, meine Blutschuld angeben, und mein Gericht erbitten, damit ich nur von diesen entsetzlichen Martern endlich erlöst werde.

Das Irrenhaus zu Charenton.

Im Jahre 1828 befanden sich unter den 40 weiblichen und 28 männlichen Kranken des Irrenhauses zu Charenton 14 Männer und 15 Weiber wegen häuslichen Kummers, 4 Männer wegen übertriebener Studien und Nachtwachen, 2 Männer wegen Glückswechsel, 2 Männer wegen Unglück im Spiel, 5 Männer und 3 Weiber aus Eifersucht, 1 Mann und 8 Weiber wegen unglücklicher Liebe, 4 Weiber vor Schreck, 3 Weiber aus Religionschwärmerey, 6 Weiber durch Romanenlesen, 1 Weib aus Übermaß an Freude.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

80.

Wien, Samstag den 6. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatheften mit Umschlägen versehen.

Aberglaube und Vorurtheile in Hindustan*).

Bei abergläubischen Völkern pflegen große Naturerscheinungen und Gegenstände personificirt zu werden, und das Gefühl einer religiösen Verehrung zu erwecken. Darüber muß man sich nicht wundern; die großen Flüsse, wegen ihrer geheimnißvollen Quellen und der unermesslichen Fülle ihrer Gewässer, die sich immer neu ergießen, flößen begreiflicherweise Ideen einer besondern Feyerlichkeit ein, auch sind die Flüsse in Hindustan Lieblingsgegenstände der Anbethung, und im Himmel und auf Erde ist nichts heiliger in den Augen des dortigen Volkes, als der Nahme des Ganges. Man sagt, daß seine Gewässer keine irdische Quelle haben, und daß der Mensch, der sich in diesem Flusse badet, auf der Stelle von jedem Flecken gereinigt werde. An seinen Ufern sterben, von seinen Wellen bespült werden, ist ein undurchbringlicher Paß zum Eintritte in das Paradies. Eine unzählbare Menge Hindus unternimmt große Reisen, in der einzigen Absicht, seinen heiligen Strom zu sehen und sich darin zu baden. Man sieht Fanatiker, die sich absichtlich im Ganges ertränken, in dem Glauben, dadurch in der andern Welt die ewige Seligkeit zu erlangen; andere, von demselben Motiv geleitet, stürzen ihre Kinder in den Fluß. In den Gerichtshöfen von Bengalen werden die Zeugen aufgefordert, bey den Wellen des Ganges zu schwören; und diese Art von Zeugniss wird als das gültigste und kräftigste betrachtet.

So groß ist die Ehrfurcht, die dieser Fluß einflößt, daß man Zeugen findet, die diesen Schwur nicht zu leisten wagen. Der Nerbudda, der Godavery, der Rist-

na, der Cabery und die andern Flüsse, die diese Gegenden benezen, haben alle einen geheiligten Charakter, aber der des Ganges ist der verehrteste von allen.

Die Hindus sind auch einem Cultus ergeben, der die unbeschränkteste Entwürdigung dieser Völker beweist, dem Cultus der Thiere. Die Verehrung, die sie für ihre mächtigsten Gottheiten „die Schöpfer und Erhalter der Welt“ haben, kann kaum mit der verglichen werden, die sie für die Kuh empfinden. Dieses Thier wird „die Mutter der Götter und der drey Welten“ genannt. Die Hindus bitten ihre Gottheiten, ihnen in der Gestalt einer Milchkuh zu erscheinen. Der Mist dieses Thieres theilt, nach ihrer Meinung, dem Gegenstande, über welchen man ihn ausbreitet, einen geheiligten Charakter mit. Zwey große Fürsten, der R a j a h von T r a v a n e o r e und der P e i s c h w a R a g o b a, die in dem Leibe einer goldenen Kuh eingeschlossen, kurz darauf aber wieder herausgezogen wurden, betrachtete man als mit einem neuen Leben beseelt; die Statue der Kuh wurde unmittelbar zerbrochen, und die Braminen theilten sich in die Stücke. In ihren Tractaten mit den Engländern haben die Hindu Fürsten bisweilen dringend gefordert, daß es verboten werde, im Umfange ihres Gebiethes Kühe zu tödten.

Der Affe nimmt auch eine der ersten Stellen unter den Gegenständen des hinduistischen Cultus ein. Die Fürsten feyern bisweilen mit außerordentlichem Pompe und Glanze die Hochzeit (?) der Affen. Das Thier wird feyerlich auf einen Palankin gesetzt, wie ein vornehmer Häuptling; er wird ehrbietig auf den Schultern getragen, und von einer Schaar junger Mädchen begleitet, welche tanzen und singen, unter einem Musketenfeuer, das von allen Seiten her gerichtet wird.

*) Historical account of British India.

Garura, der König der Vögel, ist auch ein Gegenstand der Verehrung, aber nicht in demselben Grade wie der Affe.

Die Ideen des Menschen über ein künftiges Leben bilden eine der vorzüglichsten Elemente der Religion der Hindus, und üben einen so großen Einfluß auf dieses Volk aus, daß man Fanatiker den Tod verachten und die seltsamste Art von Selbstmord begehen sieht.

Was aber ihrem Cultus den merkwürdigsten Charakter gibt, ist das im ganzen Orient so allgemein verbreitete Dogma von der Seelenwanderung. Nach diesem Glauben erleidet die Seele des Menschen nach dem Tode keine Veränderung ihrer Existenz, aber sie geht in einen andern ähnlichen Körper, oder selbst bisweilen in den Leib eines Thieres über. Der Ort, an welchen die Seele kommen soll, hängt von dem Betragen ab, das man in diesem Leben beobachtet. Der tugendhafte Mensch, selbst von der niedrigsten Caste, kann sich zum Range eines Fürsten oder selbst eines Braminen erheben, während der schlechte nicht nur verdammt ist, in die verachteten Casten herabzusteigen, sondern oft selbst in den Körper eines schlechten Thieres eingeschlossen zu werden. Der Mensch, der auf der Stufenleiter der Wesen so weit herabgekommen ist, muß successive durch eine lange Reihe niedriger und beschimpfender Geburten (eigentlich Wiedergeburten) gehen, bis er gereinigt ist, und die menschliche Gestalt wieder gewinnen kann. Dieses Dogma ist bey den Hindus so angenommen, daß ihre Unterhaltung beständig von Anspielungen darauf überfließt. Wenn man ein Individuum eine Strafe erleiden sieht, die es nicht zu verdienen scheint, so wird man augenblicklich sagen, daß es eine Buße für die Verbrechen ist, die es zur Zeit einer früheren Existenz begangen.

Ein Hindu, der einen Hund oder eine Kuh schlagen sieht, wird sogleich annehmen, daß die Seele dieses Hundes oder dieser Kuh sich, in menschlicher Gestalt, irgend eines Vergehens schuldig gemacht habe, das diese Züchtigung verdient. Gattinnen, die sich für sehr unglücklich mit ihren Männern halten, Sklaven, die ihre Herren sehr hart behandeln, schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß sie im künftigen Leben ihre respective Lage tauschen, und so sich das Vergnügen der Vergeltung werden verschaffen können.

Diese Lehre, weit entfernt, die menschlichen Seelen, wie man glauben könnte, auf diese irdische Sphäre allein zu beschränken, schließt vielmehr das Dogma nicht aus, daß sie bey verschiedenen Gelegenheiten in den Himmel oder in die Hölle kommen. Diese für Belohnung und Bestrafung bestimmten Orte werden mit großer Genauigkeit beschrieben, und der Tugend und dem Laster mit der gewissenhaftesten Pünctlichkeit versprochen, die den hervorsteckendsten Zug der Religion der Hindus ausmacht. Es gibt himmlische Wohnungen von verschiedenen Graden, die ausschließlich den Braminen oder andern erlauchten Personen vorbehalten sind, und da werden Handlungen von außerordentlicher Heiligkeit ausgeübt. Diese Orte haben viele Ähnlichkeit mit Ma-

homeds Paradies; die Seligen, die dahin gelangen, genießen ohne Unterlaß die süßeste Wollust und lustwandeln in blühenden Gärten, bey dem Gemurmel kühler Bäche; Gold und Diamanten erglänzen von allen Seiten; Tänze, Gesänge und die Gesellschaft reizender Mädchen erhöhen noch den Zauber dieser Orte. Einige fanatische Secten streben nach einer noch vollkommenern Glückseligkeit. Sie hegen die Hoffnung in dem Schooße Brahma's, des höchsten Wesens, absorbirt und der unaussprechlichsten Wonnie theilhaftig zu werden.

Die Hölle besteht auch aus verschiedenen Wohnungen, die den zahllosen Fehlern angemessen sind, deren sich die Menschen schuldig machen können. Die verhärtetsten Sünder werden von Schlangen geplagt; die Trunkenbolde werden in ein Meer von Feuer gestürzt; der Verächter des Brahma bleibt für immer mit dem Kopf in Koth versenkt; dem ungastfreyen Menschen zehrt ein Geyer an den Augen; der Verführer wird ewig von einem Bilde von glühendem Eisen umarmt. Einige dieser Wohnungen sind mit ewiger Finsterniß bedeckt, andere sind voll kochenden Oils oder geschmolzenen Bley's; diese ist mit widerlichen Thieren und Gewürmern angefüllt, jene mit Dornen besetzt. Hier ist der Boden ein tiefer Sumpf, dort stehen unzählige Nadeln hervor. Die Geschenke, die man den Braminen macht, die genaue Beobachtung gewisser Ceremonien, die Erfüllung langer und schmerzhafter Büßungen — constituiren hohe Grade von Verdienst; dadurch sühnt man die größten Verbrechen und sichert sich die ewige Glückseligkeit.

Ueber die Eigenthümlichkeiten des Geschmacks; übermäßigen Genuß aus Vorliebe für einzelne Speisen oder Getränke, und Abscheu gegen einzelne Speisen oder Getränke.

(V e r s u c h.)

Die eigentlichsste Grundursache aber, warum ein und dieselbe Substanz, oder Flüssigkeit, auf dem einen Gaumen Wollust, auf dem andern widrige Empfindung erweckt, dürfte erst dann angegeben werden können, wenn das Naturgeheimniß der Individualität der Organismen, die individuellen Eigenschaften der einzelnen Bestandtheile derselben durch physiologische oder chemische Lehrsätze ganz deutlich gemacht seyn wird. So viel wissen wir, daß jeder Mensch die Indicationen, was und wie viel er genießen soll, in sich selbst findet, und daß in dieser Beziehung die gütige Natur einem jeden Einzelnen ein immer gegenwärtiger Leibarzt ist. Wie denn auch diese Fragen über die Eigenthümlichkeiten des Geschmacks in wissenschaftlicher Form erlediget werden mögen, das bleibt andern Blättern vorbehalten, die zur Ausnahme rein literarischer Abhandlungen geeigneter sind, als die populäre Gesundheits-Zeitung, die sich bloß mit Angaben practischer Gesundheitsregeln be-

schäftigt. Dieser Weisung zufolge gehe ich von der vorstehenden Meinungsäußerung (über welche die Leser sich weitläufiger nach Maßgabe ihrer Kenntnisse und Erfahrungen unterhalten mögen), zum Ausspruche der Hinweisung auf zwey große Fehler über, die selbst in gebildeten Familien und Zirkeln so oft begangen werden; diese sind 1) Übergenuß von Liebingspeisen und Getränken; 2) die falsche Maßregel, Kinder zum Genusse jeder vorgesehnen Speise zwingenweise anzuhalten, wenn sie auch Abscheu gegen eine oder die andere äußern.

Wie viele selbst gefährliche Erkrankungen sind die Folgen dieser beiden Verirrungen schon gewesen, und sind es noch täglich!

Übergenuß.

In vorstehender Analyse der Gutschmeckerey dürfte sich die Entschuldigung finden für den Übergenuß überhaupt und das zu ofte Genießen einzelner Speisen, wenn man den Menschen nur in der Position als lebendes verständiges Wesen betrachtet; aber der Mensch, der sich für ein vernunftbegabtes, über alle andern bekannten Geschöpfe weit erhabenes Wesen erkennet, berge sich schamroth vor dem Vorwurfe der Unmäßigkeit in Speise und Trank! Nicht allein auf die Weisung des Eigennuzes, der offenbaren Schädlichkeit des Uebermaßes im Essen und Trinken*), soll der Mensch mäßig seyn, sondern aus Vernunftgründen, aus Pflicht. Er soll nicht so viel essen, bis er nichts mehr unterbringen kann; nicht so lange trinken, bis er betäubt ist, bis die ganze Maschine zu jedweder geläufigen Thätigkeit des Geistes untauglich wird, so daß die Vernunft, die doch jede Handlung leiten soll, nicht mehr vernommen wird; daß ihre Leuchte den trüben Dunst nicht mehr zerstreuen kann, der zum Sitze des Geistes, dem Kopfe zu, sich entwickelt.

Obchon der reiche Mensch sich anmaßt, für sein Geld von dem Vorhandenen beliebig viel eintauschen zu können, so ist dieß nur eine Wurmation, es ist kein Recht. Die Natur kann nicht parteyische Absichten haben, um Einem in Fülle zu spenden und dem Andern alles zu versagen; spricht sie sich auch nicht wörtlich aus, so kann doch jeder vernünftige Mensch selbst ausmitteln, daß sie beabsichtige, es möge ein jedes Geschöpf von den Vorräthen die sie liefert, das Nothwendige nehmen; also nicht Einer zu viel, so daß dann zwey Andere gar nichts mehr bekommen können. (Wie viele Nahrungsstoffe verderben nicht in manchen großen Häusern!) Die Natur hat auch ihre Ökonomie, und bleiben die Menschen bey dieser einfachen richtigen Ansicht, so wäre es auch um die Preise der Lebensmittel und in vielen andern Lebensverhältnissen ganz anders.

*) Alles übermäßige, bis zum Ueberdruße gesteigerte Anstrengen einer organischen Thätigkeit muß die Thätigkeitsmittel abmatten, ermüden, früher als normal abnügen, abtödten, und endlich die ganze Maschine, die nicht sowohl durch materielle Masse, sondern durch den wunderbaren Equ und Verbindung der Theile so stark ist, zerstören.

Über Aufnöthigen widriger Speisen oder Getränke.

De gustibus non est disputandum.

„Meine Kinder werden angehalten, Alles zu essen, was ihnen vorgeseht wird. Weil man die Zukunft und Veränderung der Umstände nicht vorauswissen kann, also frühzeitig an Alles gewöhnt!“ hört man manche Ältern oder Erzieher sagen. Was ist aber dieser Weisheitschein? — ein Irrlicht. Das, was im Familienkreise mit einer Menge Verdrüßlichkeiten am Ende erreicht wird, würde nöthigenfalls — ganz ohne alle Extreme — ebenfalls erfolgen. Das Kind muß natürlich, wenn es gar nichts Anderes bekommt, aus Hunger, oder Furcht vor andern Strafen, den Abscheu überwinden, und zu dem Widrigen greifen (haben doch Menschen ihr eigenes Fleisch abgebissen, so weit ihre Zähne nur reichen konnten), das wird es ohne Verdruß — bey jedem zufälligen Anlasse, ohne Zwang — auch thun; es wird, wenn sich wirklicher Hunger einstellt, essen, was es bekommt. Der Muß — die Noth — sind die besten Lehrmeister. Warum also diesen so peinlichen Zwang, der nur Elck, Mißbehagen, Abneigung zur Folge haben kann. Das Kind kann die Nützlichkeit, die ihm jene Maßregel vorbereiten soll, nicht einsehen. Wenn seine Quäler es durch sie moralisch foltern, Unnatürliches begehren, kann es sie fortan hochschätzen, lieben?

Wenn der Abscheu gegen eine Speise oder Trank nicht beygebracht, nicht Verstellung, in der Absicht einen Leckerbissen zu erzwingen, sondern sichtlich natürliche Idiosinkrasie ist, zwingt man Niemanden zum Genusse des ihm Widrigen; es ist dieß um so weniger nöthig, als in dergleichen Fällen mit einer gemeinen, wohlfeilen Speise die Person gesättiget werden kann; selbst die dem Kranken ekelhaften Arzneyen in Farbe oder Geschmack abgeändert werden können, ohne die Wirkung des Hauptmittels zu verringern.

Vermuthlich wird jeder Leser entweder selbst in dem Falle seyn oder Personen kennen, bey denen schon der Anblick oder Geruch mancher Substanz einen unwiderstehlichen Elck (bis zum Ohnmächtigwerden, zum Erbrechen etc.) erregt. So können z. B. viele Personen rothe Rüben, aufgeschnittene Melonen oder Kürbisse, auch Speisen aus dem Thierreiche, wie Schweinerkcl u. a. m., nicht sehen. Der Abscheu gegen, und Vorliebe für manche Farben ist eine ähnliche Erscheinung; diese schreibt man temperamentalen Indicationen zu, sollte sich's mit dem Geschmache auch beyläufig so verhalten? Ich glaube wohl, in einigen Beziehungen, aber nicht durchaus.

S** B**

Palmenblätter für Leidende.

Der ewige Frühling.

Ein Kind ging mit seiner Mutter in das Freye spazieren. Es war die Zeit des ersten Aufwachens des Frühlings; das Grün hatte noch die ganze Frische der Jugend und die Vögel sangen ihre ersten Lieder schöner und entzückender. Das freute das Kind, und es sagte zur Mutter: „Der

Frühling ist wunderlieblich! Aber wie lange währet der Frühling, meine Mutter?

Die Mutter antwortete: „Der Frühling währet nur sehr kurze Zeit.“ — Darüber betrübte sich das gute Kind, und es weinte, doch tröstete es die Mutter und sprach: Aber nach diesem Leben kommen die Frommen in einen andern Aufenthaltsort als diese Erde, dort ist ein ewiger Frühling. Da hörte das Kind auf zu weinen; aber es fragte täglich die Mutter: „Wann kommt denn der ewige Frühling?“ Und sein Lebenlang konnte das Kind das Wort der Mutter vom ewigen Frühling nicht vergessen.

Und als aus dem Kinde ein Jüngling, und aus dem Jüngling ein Mann, und der Mann zum Greise geworden war, und der Engel des Todes über ihm mit seinen dunklen Fittigen rauschte, da rief er plötzlich, und in wonniger Verzückung: „Mein Frühling kommt!“ Die aber um ihn standen, meinten, er spreche im Fiebertraume; doch des Greises Antlitz lächelte, und war wie der Blick des sterbenden Sokrates.

Freundesliebe.

Jüngst noch glaub' ich mich vergessen,
Mein Gemüth erkrankte schwer;
Denn das Herz, das ich besessen,
Wähnt' ich, schlug' mir nicht mehr.
Tief im Innern Gram und Kummer,
Sehnt' ich mich nach ew'gem Schlummer.

Tiefer Schwermuth Preis gegeben,
Hofft' ich nur noch auf den Tod;
Denn ein höchst verarmtes Leben
War's, was mir die Zukunft both.
Was allein mich hoch beglückt,
Schien auf immer mir entrückt.

All' mein Denken, all' mein Sinnen,
Alles, was das Herz empfand,
All' mein Sehnen und Beginnen
Nur dem Freunde zugewandt,
Musste, da mein Glück zerronnen,
Im Erinnerung'schein sich sonnen.

Mit so reiner, heil'ger Liebe,
Mit so stillen, treuen Sinn,
Mit so kindlich frommem Triebe
Neigt' ich stets mich zu ihm hin.
Wenn auch nichts mir weiter bliebe,
Meine Welt war seine Liebe.

Ah! ich glaubte sie verloren,
Und dahin war all' mein Glück!
Aber selig, neu geboren;
Rehrt es in die Brust zurück,
Denn mit innig zartem Lieben
Ist sein Herz mir treu geblieben.

Selig, daß ich's mein darf nennen,
Dieses schöne große Herz!
Seinen Adel ganz erkennen
Lehrten Freude mich und Schmerz.
Sein bin ich für alle Zeiten,
Sein für alle Ewigkeiten.

Ja, treu bleib ich dir ergeben,
Ewig, edler, lieber Freund!
Ist's auch nicht für dieses Leben,
Einst doch werden wir vereint.
Seelen, die so fest sich binden,
Müssen dort sich wieder finden!

Treu dem schönen Seelenbunde,
Treu in Freudigkeit und Leid,
Und hiernieden jede Stunde
Redlich un'rer Pflicht geweiht,
So laß uns durch's Leben schreiten,
Best vereint für Ewigkeiten.

Miscellen.

Bett von Blättern.

In manchen Gegenden sammelt man im Herbst die Buchenblätter, ehe sie durch den Frost leiden, und bedient sich derselben statt der Federn zu Betten. Matratzen, mit diesen Blättern gefüllt, sollen denen von Stroh und Spreu vorzuziehen seyn.

Die Dramas.

Unsere Leser haben wahrscheinlich Dioramas, Panoramas, Cosmoramas und Pöktoramas gesehen. Es sind hübsche Sachen. Aber was heißen diese fremden Wörter, besonders das Pöktorama? Alle endigen sich auf orama, was nichts anders als unser „Sicht, Ansicht“ heißt. Setzt man das „pan“ daran, so heißt es nichts, als eine vollständige Ansicht. Setzt man „cosmo“ voran, so mußte es eigentlich eine Ansicht der Welt heißen. Da die Welt sich aber nicht wohl in eine Ansicht bringen läßt, so hat man es in engerer Bedeutung genommen, so daß es eine Ansicht einzelner verschiedener Theile der Welt, anzeigt. Pöktorama dagegen heißt bloß eine verschiedene Ansicht oder verschiedene Ansichten und ist also dasselbe, wie Cosmorama. Diorama hinwieder bedeutet eine durchsichtige Ansicht und wird von Gemälden gebraucht, die ganz oder zum Theil durchsichtig sind. Das Panorama ist nichts als ein großes Gemälde, das Diorama ein Transparent und das Cosmorama oder Pöktorama ein Suckkasten für Herren und Damen.

Kauchrieher.

Die Griechen nannten die Schmaroger gewöhnlich Kauchschmecker oder Kauchrieher. Ein solcher betrat kein Haus, ohne sogleich zu wissen, wie man darin lebte. Und wie erfuhr er dies? Auf eine sehr einfache Weise. Er both dem Hund des Hauses ein Stückchen Brot an. Fraß der Hund dasselbe begierig, so sah er gleich ein, daß Schmalbanns in diesem Hause Küchenmeister war; wendete sich aber der Hund verächtlich von ihm ab, ohne das Brot zu berühren, so wußte er gewiß, daß er in diesem Hause eine reichbesetzte Tafel und einen gastfreundlichen Herrn finden würde.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

81.

Wien, Mittwoch den 10. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Der süße Schmerz.

Wenn der Gedanke: Ach, des Lebens Schöne ist so oft mit Noth vereint! durch die Erfahrung das Gepräge der Wahrheit erhält; wenn unsere besten Freuden oft Stunden des kummervollen Entbehrens begleiten; — so ist es auch eben so wahr, daß fast alle Leiden, die nicht wir, sondern eine höhere Macht, uns auferlegten, zum Theil mit angenehmen Empfindungen vermischt sind, und, mit diesen verschmolzen, bisweilen selbst ein Quell der Freude werden können.

Und nicht nur nach vermischten Leidenschaften, worin der Reiz der Freude den vorhergegangenen Schmerz überwiegt, folgt eine süße Wehmuth. Hier ist's ungewiß, auf welche Rechnung man sie schreiben dürfe, und nicht ausgemacht, ob die Summe der Freuden, welche die damit verknüpften Leiden überwog, und ob die ersten oder letztern uns die Empfindungen der Wehmuth versagten. Ich trockne die Thränen des Freundes, der den Tod eines seiner Geliebten beweint, ich erheitere ihn durch Hoffnungen für die Zukunft, ich beruhige ihn, indem ich selbst mit ihm weine; — wer läugnet dabey die angenehmen, wiewohl bittersüßen Empfindungen des Kummers und der Wonne? — Aber wer wagt es zu bestimmen, ob die Freude über die geschlossenen Freundschaften oder die Theilnahme an des Freundes Leiden hieran Ursache waren?

Leiden an und für sich, ungemischt mit dem kleinsten Strahle von Freude, haben eben die Wirkung, führen eben das Angenehme mit sich.

Schon das Geschenk der Thränen ist beim Schmerz eine wohlthätige Gabe, wodurch der Leidende, gleichwie uns der Schweiß in drückender Sommerhitze das

Blut kühlt, eben so sich eines Theils seines Kummers entlastet. Würde sonst wohl der Unglückliche, dessen Schmerz stumm ist, seine Leiden tiefer fühlen, als derjenige, dessen Schmerz sich in Thränen auflöst? Doch, ist selbst der Schmerz stumm, so haben dennoch oft die größten Leiden etwas Angenehmes zur Begleitung. Sich von den Geliebten unsers Herzens, an deren reizender Bildung, an deren vortrefflichen Kenntnissen und edlem Charakter unser Herz sich labte, von den Plätzen, wo wir einst mit jugendlicher Sorglosigkeit hüpften, von den Personen, deren erstes und liebstes Geschäft die Bildung unseres unsterblichen Geistes war, sich auf einmahl trennen zu müssen, nicht mehr ihren Anblick, ihren Rath und Unterstützung genießen zu können, nicht mehr ihrer Sorgfalt in der Nähe und durch sichtbare Beweise sich erfreuen zu dürfen, wie bitter ist dieß Loos! Und doch ist selbst dieses schmerzhafteste Gefühl des Entbehrens mit manchen angenehmen Empfindungen vergesellschaftet. Wir denken ja zuweilen selbst mit einer gewissen Behaglichkeit daran, werden uns selbst an den traurigen Scenen des Abschiedes, rufen sie selbst oft lange nachher, und am stärksten, wenn das Vermissten unsern Geist in eine Leere versetzt, wieder in unsere Seele zurück, vielleicht, weil der Schmerz unserer Freude, die Thränen, die wir nur uns und unserer Freundschaft fließen sahen, das Gefühl unseres eigenen Werthes erregte und erhöhte; vielleicht weil wir, beobachten wir unsere innern Veränderungen, bemerken, daß diese Wehmuth uns zu großen, herzerhebenden Gedanken, zu edlen Unternehmungen und Handlungen bestimmt.

Aber auch selbst wenn der Tod unsere Seelenbündnisse zerreißt, wenn er Diejenigen, durch die un-

fer Leben und jeder Pfad desselben verschönert wurde, hinrafft, wenn wir mit ihnen unsere schönsten Hoffnungen, die herrlichsten Früchte, die wir für unser Herz von ihnen hier noch zu erndten hofften, ins Grab verfenken sehen, sollte selbst das Gefühl eines solchen Verlustes eines Besizes von angenehmen Empfindungen fähig seyn? Ich glaube ja, denn sehen wir nicht, wie die trauernde Freundschaft so gern am Grabe des geliebten Gegenstandes weilt, wie sie in ihrer sanften Schwermuth so sehr schwelgt, daß sie alles vermeidet, was sie herausreißen könnte? Und in der That muß der Gedanke, daß wir unseres Freundes werth waren, daß wir ihn liebten und wieder geliebt wurden, die Rück Erinnerung an so viele mit ihm genossene Freuden, das Gefühl unserer standhaften Treue und über alles die entzückende Hoffnung auf eine frohe Wiedervereinigung, wo wir den Bund unserer Seelen erneuern, den wir hiernieden schlossen, wohlthätig auf das kranke Gemüth wirken. Diese entzückende Aussicht muß uns gewiß über das Sichtbare erheben, und unsern tiefen Schmerz in eine stille Wehmuth und diese Wehmuth in eine sanfte Sehnsucht umwandeln.

Es ist ferner eine der traurigsten Lagen, wenn man bey den besten Absichten verkannt wird, wenn man uns da, wo wir nach unsern besten Einsichten handelten mit dem Titel schändlicher Betrüger und Heuchler brandmarkt, und so der Niederträchtige, dem es durch unedle Kunstgriffe gelang, uns anzuschwärzen, sich auf den Trümmern unsers guten Namens emporschwingt, wir aber bey den redlichsten Herzen uns von kurzsichtigen Spöttern verhuzet, von Rechtschaffenen verachtet sehen, ohne selbst die einzige Gunst der Rechtfertigung, Vertheidigung unserer Unschuld, zu genießen; könnte wohl selbst dieser, vielleicht der allerempfindlichste Seelenschmerz, mit angenehmen Empfindungen vermischt seyn? Die Erfahrung bejaht die Frage. Der Gedanke, daß wir die Fehler nicht besitzen, das Böse nicht thaten, was man uns andichtet; das Gefühl, daß wir über jene Niedrigdenkenden weit erhaben sind, das Bewußtseyn, daß wir ein besseres Schicksal verdienen; die Hoffnung einst seine Redlichkeit zeigen zu können, erfüllt die Seele mit einem gewissen edlen Trost, der aller Unterdrückung und selbst den Schlägen des Schicksals muthig die Stirne beut.

Und so durchwandle, du Guter! alle die Leiden, die je dich treffen, oder deiner warten sollten. Je mehr du zuvor und selbst unter ihrem Druck über sie nachdenkst, je mehr du dabey in dein Inneres blickst, desto mehr wirst du finden, daß sie alle mehr oder weniger doch auch von angenehmen Empfindungen begleitet werden.

Dran's Bewohner.

Über die Bevölkerung von Dran berichtet das „Mémorial encyclopédique“ Folgendes: „Kaum mit Lumpen bedekt,“ irren diese halbwilden Menschen in herumziehenden

Stämmen auf den Ebenen umher, wo sie ihre zahlreichen Heerden weiden lassen. Einige von ihnen, die etwas betriebsamer sind, ernten fast ohne Arbeit im Überflusse Getreidearten jeder Gattung ein. In der arbeitscheuen Verweilung der mohamedanischen Lebensweise erzogen, lassen sie alles durch ihre Frauen verrichten. Diese unglücklichen Geschöpfe sind dem strengsten Despotismus unterworfen, müssen das Feld bauen, die Ziegenheerden auf die Gebirgshöhen treiben, Gerste, Reis, Kuskus, von deren Drey sie sich nähren, stampfen, die Heerden melken, und aus der Milch, die sie in Schläuchen schütteln, Butter bereiten. Unter zerlöchernten Gezelten, die ihnen kaum Schutz gegen den heißen Sonnenbrand gewähren, liegt alles unter einander; der Mann mit seinen vier Weibern (die ihm das Gesetz zu nehmen erlaubt), sammt den zahlreichen Kindern von ihnen, alle gemartert von wimmelndem Ungeziefer, von den Hausthieren umgeben, denken sie Tag und Nacht auf nichts als Raub und Plünderung. Ihr kostlichstes Eigenthum bilden ihre Weiber; sie würden Alles hingeben, um sich dieselben zu erhalten, doch können sie sie auch nach Willkühr verstoßen. Diese Weiber die durch Zaturungen aller unbedeckten Körpertheile (Gesicht, Hals, Arme, Beine) verunstaltet sind, mahlen sich die Nägel gelb und schmücken sich die Ohren, den Hals und die Arme mit einer Menge kleiner Geldmünzen und Kupferbleche. In eine grobe Jacke gekleidet, tragen sie ihre Kinder, in ein leichtes wolles Tuch gewickelt, das um den Leib geschlungen wird, und ihnen Kopf und Schultern bedeckt, auf dem Rücken, wohin sie ihnen die Brust reichen.

Mit dieser kostbaren Bürde beladen, legen sie die längsten Wege zurück und verrichten die beschwerlichsten Arbeiten. Die Niederkunst geschieht bloß mit Hilfe einiger alten Weiber, die durch Erfahrung darin geübt sind. Nichts überrascht so sehr, als die Weiße ihrer Zähne und die Reinlichkeit ihres Mundes. Wenn sie Anfangs dem Anblicke der Fremden scheu ausweichen, so zögern sie doch nicht bald zu beweisen, daß die Natur ihnen ein gutes und menschliches Herz gegeben hat. Die Männer sind gemeinlich argwöhnisch, aber nicht so sehr als man glauben möchte.

Merkwürdiges Land.

In dem Theile von Peru, den man die Thäler nennt, und der sich von Norden nach dem Süden Lima's erstreckt, im 12. Grade mittäglicher Breite, östlich durch die Andes und westlich durch den stillen Ocean begränzt, fällt nie auch ein Tropfen Regen; dagegen ist den Winter über die Erde mit einem so dichten Nebel bedeckt, daß kein Sonnenstrahl hindurch dringen kann. Dieser Nebel ist aber so dick, daß es unmöglich ist, nur etwas entfernte Gegenstände zu unterscheiden. Stets zwischen 10 und 11 Uhr fängt er an, etwas lichter zu werden, ohne doch je ganz zu verschwinden. Dann hindert er die Aussicht nicht, nur die Sonnenstrahlen dringen nicht direct hindurch, so wie Nachts die

Sterne. Manchmal zertheilt sich der Nebel, aber auch so sehr, daß die Sonnenscheibe selbst sichtbar wird, ihre Strahlen bleiben aber dennoch wärmelos. Während des Winters lösen sich diese Dünste in einen sehr feinen Thau auf, der durch den Erdboden rings umher dringt. Dieser Thau fällt jedoch nie in so großer Menge nieder, um die Wege zu verderben, oder dem Reisenden lästig zu fallen, sondern bloß, um die trockenen, unfruchtbaren Gegenden zu befruchten und dem unangenehmen Staub, der alle Straßen von Lima bedeckt, in Koth zu verwandeln.

In diesem Lande weht der Wind fast nur von Süden her, manchmal bloß ein wenig von Osten, von diesen beyden Richtungen weicht er aber fast nie ab. In der Zeit läßt sich der Nebel und der Südwind nur sehr schwach spüren, und eine sehr sanfte von Norden her strömende Luft bildet eben diese Dünste. Die Ursache, weshalb es in diesem Lande nie regnet, ist die, daß der Wind stets von einem sehr kalten Punkte zu einem sehr warmen übergeht, auch wird das Erscheinen der Nebel unstreitig auch durch die Mischung der warmen, von Norden kommenden Luft mit der kalten, die von Süden her weht, verursacht.

S.

Literarischer Wegweiser.

Oekonomen, Jagdlustigen und Hundeliebhabern dürfte eine kleine Abhandlung, welche vortreffliche prophylactische und polizeyliche Maßregeln in Vorschlag bringt, nicht uninteressant bleiben; ihre Aufschrift lautet:

Mittel zur gänzlichen Verhinderung der Unglücksfälle oder Gefahren, welche aus dem Bisse wüthender Hunde entstehen können. Zur Beherzigung für alle Hundehalter zur Sicherheit und Beruhigung aller Freunde und Feinde der Hunde; von Johann Ritter von Lucam, mit einer lithographirten Abbildung. Wien 1830.

Die vorgeschlagenen Vorsichtsmaßregeln, werden sie immer und genau in Ausführung gebracht, dürften vor der Furcht einer allgemeinen Verbreitung der Wasserscheu gewisser und mehr Sicherheit gewähren, als das auf das Zuverlässigste anempfohlene Castiren männlicher Hunde, das Abschneiden der Zungenspitze, das alljährlich wegen Nachwachs vorzunehmende Wurnschneiden. Der größte Nachtheil solcher vermeintlicher Schutzmittel ist der, daß das Vertrauen auf selbe zur Sorglosigkeit und Vernachlässigung anderweitig wichtiger und sicherer Polizeymaßregeln Anlaß gibt, wodurch, statt Schutz zu gewähren, Gefahr, statt Heil, Unheil gestiftet wird.

Zum Schlusse sagt der Herr Verf., es dürfte sich bey manchem Leser dieser Abhandlung die Idee aufdringen, als sey sie aus der Feder eines erklärten Feindes aller Hunde geflossen und führet demnach die triftigsten Gründe an, nämlich, daß er vielmehr selbst von jeher im Besitze von

Hunden war, und daß er, um dem Unglücksfalle des Verlierens vorzubeugen, ein eigenes Halsband erfunden habe.

Der Herr Verfasser gibt Vorsichtsmaßregeln an die Hand, damit wir zwar einerseits, gleichsam wie von einem Sicherheitswalle umgeben, vor Unglücksfällen verwahrt sind, andererseits aber auch die Hunde besser gepflegt und ohne Scheu in größerer Anzahl gehalten werden. Davon hat das Hundegeschlecht keinen erheblichen Nachtheil, sondern kommt, wird das Anempfohlene gehörig befolgt, vielmehr in Vortheil. Der Hund bewacht das Haus, hält die Heerde zusammen, begleitet seinen Herrn auf Reisen, dient in kalten Landen zum Zugvieh, rettet seinen Herrn mit williger Aufopferung seiner selbst das Leben; wer wird also wohl diesen treuen, verständigen, gutmüthigen, genügsamen, gefälligen, versöhnlichen Gefährten des Menschen, werden alle Vorsichtsmaßregeln gehörig beachtet, bloß eines grundlosen Argwohnes halber abhold seyn?

Obige Rechtfertigung dünkt mir also überflüssig zu seyn, und statt dessen wäre eine nähere Beschreibung und Beseitigung allfälliger Einwendung erspriesslicher gewesen. Nach des Verfassers Ansicht gehört nämlich der Maulkorb zu den unentbehrlichsten Vorsichtsmaßregeln. Der Hund schwißt aber nicht, wie allbekannt, gleich den Pferden und andern Thieren, sondern dünstet einzig und allein durch den Rachen aus, wie sich Jedermann durch vielfältige Erfahrung bey der Beobachtung des Verhaltens der Hunde nach erschöpfenden Anstrengungen, während der heißen Sommerszeit u. s. w. überzeugt haben wird.

Wenn also durch den Maulkorb der Durchgang der Luft und anderer Ausdünstungsstoffe durch den Rachen erschwert wird; so muß das Thier über kurz oder lang, in eine seinem Geschlechte wegen Unterdrückung dieser nur dem Hunde zukommenden, wichtigen Verriethung, eigenthümliche Krankheit, wie die Hundswuth u. s. w., um so eher verfallen. Eine nähere Erörterung über diesen Gegenstand, und die Beschaffenheit der Maulkörbe in Rücksicht der Form, Art des Stoffes und Anvendungsweise wäre also wünschenswerther, als die eines Halsbandes, wenn es sich um Sicherheit handelt; und wir hoffen von einem so erfahrenen Liebhaber dieser nützlichen Thiere, jene fühlbare Lücke in einer neuen Auflage dieses gemeinnützigen Werkchens entsprechend ausgefüllt zu sehen.

Dr. Victor Mekarski Edl. von Menk.

Nützliche Erfindung.

Verfahren, Stiefeln und Schuhe wasserdicht zu machen.

Die Fischer in Neu-England machen ihre Stiefeln wasserdicht mit folgendem Verfahren, das ihnen länger als hundert Jahre eigen seyn soll. Man bringt eine Pinte Leinöl zum Kochen, ein halbes Pfund Schöpstalg, sechs Unzen weißes Wachs und vier Unzen Harz. Diese Composition

wird heiß, (jedoch nicht brennend heiß) auf die neuen Stiefeln und Schuhe angewendet. Man trägt sie allenthalben mit einem Pinsel auf, und sie nimmt dem Leder im Trocknen nicht die geringste Biegsamkeit. Die Fischer bleiben sehr lange Zeit mit so vorbereiteten Stiefeln im Wasser, ohne eine Feuchtigkeit zu spüren. Dieß Verfahren dürfte um so mehr eines Versuches werth seyn, da eines Theils unsere gewöhnliche Fußbekleidung uns so wenig vor dem Eindringen der Feuchtigkeit schützt, anderentheils aber Verfühlungen dieser Art so gewaltig störend in unsere Lebensökonomie einfließen.

Unter das Brustbild des Herrn Doctors der Medicin
Leopold Herrmann, K. K. Professors.

Reich' Poesie! mir deine Zauberschale,
Daß würdig meines Sanges Töne klingen,
Da ich — versuchend — wage zu besingen
Das wahrhaft Große, Edle, Ideale!

Erhaben glänzt im reinsten Sonnenstrahle
Des Lehrers Hochverdienst, und freudig bringen
Dem großen Arzt Bewund'rung wir; er-
klingen

Soll dein Lob vom Berge bis zum Thale.

Der Wahrheit Freund, des Scheinver-
dienstes Feind,

In ihm ein echter Biedermann erscheint,
Der Recht und Billigkeit in sich vereint.

So sey denn von der Mitwelt hoch geehret,
Du Heros, dem das seltne Glück bescheeret,
Daß unverstieghar sich Dein Ruhm bewähret.
C. F. Müller.

Neues aus der Zeit.

Brittische Wohlthätigkeit.

Man kann annehmen, daß die Summen der jährlichen freiwilligen Beyträge zu Unterstützung frommer Anstalten für allgemeine Zwecke in Großbritannien sich bis über 300,000 Pfund, also über 2 Millionen Thaler belaufen, worunter die Bibelgesellschaft mit 81,700, die Missionsgesellschaften mit 132,000, die Gesellschaft zur Beförderung der Christenbekehrung unter den Juden mit 11,000, dagegen die Sonntagsschulen nur mit 540 Pfund vorkommen.

Großes Gut.

Im Alter Freunde noch erringen
Kann selten nur und schwer gelingen;
Doch Freunde mit in's Alter bringen
Das heißt ein großes Gut erringen.

D.

Der Invalide.

Im Feld verlor — bedauert mich! —
Ich manches Stück von meinem Ich.
Einen Fuß — 's ist nicht Windbeutelzen —
Verlor ich in der Lombarden,
Ein Aug' ich in Neapel lief.
Einen Arm verlor ich vor Paris.
Ein tücht'ges Stück der Nase bließ
Vor Wien durch einen Säbelhieb,
Und doch grünt noch mein Lebenskranz,
Denn, Brüder, Kopf und Herz sind ganz.

R. R.

Miscellen.

Der Wallfisch.

Nach Cuvier soll der Wallfisch an tausend Jahre leben können. Ein Dr. Jenner kostete dessen Milch und fand, daß sie mehr Rahm enthalte, wohlschmeckender und nahrhafter sey, als die irgend eines vierfüßigen Thieres. Wir werden vielleicht bald von Wallfischkäse hören, von künstlichen Meerwiesen und neuangelegten Melkanstalten. Vornehme Engländer werden nicht unterlassen, die Wallfischmilchkur in Grönland zu gebrauchen; die Luft alldort soll für spiecentranke Engländer sehr heilsam seyn.

Die barmherzigen Schwestern zu Paris

Bewiesen jetzt, in der Zeit der Cholera, wie sehr sie ihren Nahmen verdienen. Mit welcher Aufopferung sie sich ihrem schönen Berufe, Kranke zu pflegen, hingaben, geht daraus hervor, daß schon manche, durch deren Wartung der Kranke genast, ein Opfer dieser verheerenden Seuche geworden ist.

Die Ungetrennlischen.

Bei dem Verkaufe des Schlosses Dalstown, in Irland, der in Folge des Todes seines ehemaligen Besitzers, Sir Denis Poweres Daly Statt fand, entdeckte man in einem Kämmerchen, zu dem früher Niemanden der Eintritt gestattet war, die Leiche seiner, dreißig Jahre vor ihm verstorbenen Gemahlinn, in ziemlich wohl erhaltenem Zustande. Wenn Herr Daly sein Schloß besuchte, sah man ihn stundenlang in dieser Kammer verweilen, Niemand hatte aber eine Ahnung davon, was dort aufbewahrt wurde. Lady Daly war nach ihrem Hinscheiden, wie Jedermann glaubte, beerdigt, und über ihrem Grabe ein Denkstein errichtet worden. Der zärtliche Gatte soll auch bis zu seinem Tode Asche von dem Herzen seiner Gattinn in einer Kapsel auf der Brust getragen haben.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung;

3 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

82.

Wien, Samstag den 13. October

1852.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden G. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden G. M. ganzjährig, und um vier Gulden G. M. halbjährig wöchentlich zwey Mahl portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Eßbare Vogelnester.

Unter diesem Nahmen ist ein indianischer Waarenartikel bekannt, dessen man auch erwähnt, wenn man eine kostbare Leckerey bezeichnen will. Die Franzosen pflegen solche „nids de Tunkin“ zu nennen, obgleich sie nicht aus diesem Lande kommen; im englischen Ostindien bedient man sich bloß der gewöhnlichen Benennung: Birds nest. Es sind die wirklichen Nester einer Schwalbenart (*Hirundo esculenta*), welche auf den Inseln des indischen Archipels häufig getroffen und die vorzüglich von den Chinesen gesucht und sehr theuer bezahlt werden. Sie sehen den gewöhnlichen Schwalbennestern ähnlich, nur daß sie nicht so trocken sind, und aus einer mehr klebrigen Materie bestehen; die äußere sowohl wie die innere Beschaffenheit ist faserig und der Hausenblase nicht unähnlich, welche schlecht zubereitet ist. Die wirklich eßbaren Nester werden am häufigsten auf der Insel Java gesammelt und in Höhlen, welche man meistens am Seeufer antrifft, gefunden. Es sind schon die verschiedensten Meinungen über die wirklichen Bestandtheile dieser Nester aufgestellt worden, doch hat man bis jetzt die Wahrheit noch nicht entdecken können, und es ist noch sehr ungewiß, ob der Vogel solche aus dem Seeschaume sammelt oder aus seinen Nahrungsmitteln, aus dem Pflanzenreiche. Das Zuverlässigste, was der englische Reisende Crawford in seinem schätzbaren Werke über den indischen Archipel geliefert, und namentlich über den Handel damit gab und erwähnte, läuft darauf hinaus, daß die besten dieser Vogelnester in dunkeln, feuchten und dumpfigen Höhlen eingesammelt werden, und diejenigen am gesuchtesten sind, in die der Vogel seine Eyer

noch nicht gelegt hatte; gewöhnlich hat man aber solche welche gesammelt werden, nachdem die jungen Vögel bereits ausgeflogen sind.

Die beste Sorte sieht weiß aus, und ist weder durch das Futter noch durch den Mist der jungen Brut verunreinigt. Zu zwey Zeiten des Jahres kann man solche einsammeln, doch nur in mäßiger Menge, denn der Vogel benutzt dieselbe Felsenhöhle nicht eher wieder, als nach Verlauf von einem oder zwey Jahren. Oft ist der Eingang zu derselben so enge, daß nur Kinder gebraucht werden können, in solche einzudringen. Die anerkannt einen reichlichen Ertrag gebenden Höhlen auf der Insel Java, welche Crawford während der Zeit seiner Anstellung daselbst halbjährig zu beaufsichtigen hatte, sind die unter dem Nahmen Karang Wolang bekannten, und liegen in der Küstenprovinz Baglen. Die Öffnungen der Höhlen befinden sich daselbst in einer senkrechten Felsenwand, mehrere Hundert Fuß hoch, zu denen man nur mittelst schwanker Leitern aus Bambus und Schilf gelangen kann, während sich in der Tiefe die See mit großer Heftigkeit bricht. Nachdem die Höhlen auf solche Art nicht ohne Gefahr erreicht worden, dringt der Einsammler, mit einer Fackel in der Hand, in solche ein, wobey ein falscher Schritt unwiederbringlich den Tod gibt, denn im Suchen kann derselbe leicht einen solchen thun und hinabstürzen.

Die gesammelten Vogelnester unterliegen sodann weiter keiner Zubereitung, als daß solche an der Sonne getrocknet und in kleine Schachteln eingepackt werden, deren jede etwa ein halbes Picul enthält (gegen 66 Pfund). Für den Handel mit China gibt es drey Sorten. Diejenigen Höhlen, welche unter Aufsicht gegeben und nach gewissen Regeln bewirthschaftet wer-

den, liefern von der besten Sorte etwa 53 Proc., von der zweyten 35 Proc. und von der geringsten 11 — 12 Proc. Der gewöhnliche Preis, den man in Canton für diese Nester bezahlt, ist 3500 spanische Dollars für das Picul der ersten Qualität, oder für das Pfund 1 Pf. Sterling 18 Schill. $1\frac{1}{2}$ Doll. ($12\frac{1}{2}$ Thl. Conv. Geld) für die zweyte Sorte 2800 Dollars und für die dritte Sorte 1600 Dollars für das Picul. Diese Preise zeigen hinlänglich, daß die indianischen Vogelnester zu den kostbarsten Artikeln gehören. Nur die vornehmen Stände sind die Verbraucher, und der größte Theil wird von der Hauptstadt und dem Hofe des chinesischen Reiches consumirt. Der höchst sinnliche Chinese bildet sich ein, daß solche eine äußerst reizende und aufregende Kraft zu Liebeswerken hervorbringen können; aber es ist viel wahrscheinlicher, daß diese Eigenschaft ihnen nicht inwohne. Die Japanesen, welche den Chinesen in so vielen ihrer Sitten und Gewohnheiten ähnlich sind, finden keinen Geschmack daran, und es bleibt unerklärlich, wodurch die Letztern diesen Geschmack erwarben, ohne solchen wieder abzulegen. Die Geschichte der Abendländer bringt kein Beispiel eines ähnlichen Vorurtheils als etwa jenes, daß die alten Römer ebenfalls für gewisse, äußerst seltene Leckerereyen eine solche Vorliebe zeigten.

Nach Crawford's Angaben ist die Quantität der indischen Vogelnester, welche jährlich in den indischen Handel kommen, 242,000 Pfund am Gewicht, und 284,290 Pf. Sterling an Werth, und es ist nur ein einziges, das sonderbarste Volk von der Welt, welches ihnen diesen hohen Werth verschafft. Wo dieses Product gesammelt wird, ist es ein Regal und Eigenthum der Krone, und bildet einen ansehnlichen Theil des Einkommens. Doch ist auch der Ertrag nicht immer gleich beträchtlich, und hängt von manchen Umständen und von der Lage der Höhlen ab, wo die Nester gesammelt werden. In jenen, noch so wenig nach Gesetzen beherrschten Ländern, reißt der Werth und die Kostbarkeit des Gegenstandes fortwährend Scharen von Freyheutern, welche sich die Ernte zuzueignen streben, woraus zwischen den kleinen Inselstaaten öfters ein blutiger Kampf entsteht. Einem Fremdlinge an einer Küste wird es aber aus Mangel an Ortskenntniß allemahl schwer, in die Höhlen zu gelangen, und bleibt daher das Einkommen dann immer sehr groß, zumahl die Kosten des Einsammelns die einzige Ausgabe dafür sind. Die Höhlen von Karang-Bolang auf der Insel Java liefern jährlich 6810 Pf. Nester an Gewicht, und geben, nach den Marktpreisen von Batavia von 3200, 2500 und 1200 spanischen Dollars das Picul, einen Ertrag von 139,000 Dollars, während die ganzen Unkosten des Einsammelns, Trocknens und Packens etwa 11 Proc. ausmachen. Gedachte Preise sind indessen solche, wie jeder Alleinhandel mit einer Waare sie nur hervorbringen kann, zumahl die Natur nicht mehr hervorbringt und kein angewandtes Mittel das Quantum derselben vergrößern kann. Der Preis ist solcher Gestalt aufs höchste gesteigert, und der wollüstige Chinese entrichtet

durch solchen den Bewohnern des indischen Archipelagus einen nicht geringen Tribut; und es gibt vielleicht nicht ein einziges Product, auf welches der menschliche Gewerbsleiß seine Aufmerksamkeit richtet, das im Verhältniß zu seinem hohen Preise so wenig Auslagen erforderte, um es einzuernten.

Die merkwürdige Kranke.

Der als Arzt rühmlichst bekannte Engländer Wardroß berichtet einen höchst merkwürdigen Krankheitsfall, welcher zeigt, wie die menschliche Natur, nachdem sie vieler Sinneswerkzeuge entweder ganz beraubt ist, oder dieselben in geschwächtem Grade besitzt, die übrigen scharf oder durch allerley Mittel zu ersetzen unendlich erfinderisch ist. Eine Dame hatte das Unglück gehabt, durch zusammenfließende Pocken zu gleicher Zeit, ihres Gehörs, ihres Gesichtes und der Sprache beraubt zu werden. Nach Beendigung der Krankheit wurde sie von heftigen Convulsionen befallen, die den ganzen Körper ergriffen und namentlich den Hals so afficirten, daß sie nicht im Stande war, irgend etwas einzuschlucken; auf die wunderbarste Weise jedoch erhielt sie noch 9 Monathe hindurch ihr Leben. Die Nahrungsmittel kaute sie, indem sie dieselben lange Zeit im Munde hin- und her bewegte, ohne sie niederzuschlucken, so daß sie, von den Organen des Mundes selbst verschlungen, in den Magen gekommen seyn müssen.

Während sie des Gesichtes und Gehörs beraubt war, trat, wie das eine ganz gewöhnliche Erfahrung täglich bestatigt, eine solche Verfeinerung des Gefühls und Geruchs ein, daß sie die verschiedenen Farben der Seide unterschied und es merkte, wenn eine fremde Person ins Zimmer trat. Da sie blind und taubstumm war, so hielt es schwer, auf dem Wege der übrigen Sinne auf sie zu wirken, und sie zu Mittheilungen zu bewegen. Sehr bald lernte sie aber die Fingersprache, und handhabte dieselbe mit der bewundernswerthesten Geschicklichkeit und Gewandtheit.

Die Fragen wurden ihr auf die Weise vorgelegt, daß man auf ihre Fingersprache einging, und sich ihrer Hülfsmittel bediente. Eine ihrer Verwandten fragte: ob sie die Farben auf einer seidnen Schürze unterscheiden könne? Die Befragte strich mit ihren Fingern darüber hin, und unterschied auf das bestimmteste die einzelnen Farben derselben: Die Verwandte hatte ein Band von rosenrother Farbe, und als die Unglückliche gefragt wurde, ob sie dieselbe Farbe wohl unterscheiden könnte, so schien sie empfindlich darüber. Sogar die Abstufungen der einzelnen Farbe, so weit ging die Ausbildung ihres Gefühls, wußte sie so genau anzugeben, daß man hätte eine Verstellung argwöhnen mögen. Dieser Zustand machte, daß sie sich ungern vor Leuten sehen ließ, und fast immer in der Stube blieb. — Die sich vorzüglich mit ihr abgebende Verwandte bemerkte, nachdem sie ihr Gefühl auf so wunderbare Weise benutzte, und ausgebildet hatte, auch zufällig, wie scharf ihr Geruch sey. Sie bath nämlich die Unglückliche eines Tages, sie möchte sich während sie selber ausging, um einige Besuche zu machen,

in das Zimmer der übrigen Familie begeben, versichernd, daß sich hier kein Fremder befinde. Kaum aber in die Thür getreten, kehrte sie um, und ging höchst empört über den Betrug in ihr Zimmer zurück. Man hatte Mühe, sie glauben zu machen, daß die Personen, die wirklich darin waren, während der Zeit gekommen seyen, wo sie eingeladen worden war, ihr Zimmer zu verlassen. — Als sie gefragt wurde, woran sie gemerkt, daß sich fremde Leute in dem Gesellschaftszimmer befunden, so gab sie zu verstehen, daß sie dieselben gerochen hätte. Es ging so weit, daß sie nicht allein wußte, ob ihre Verwandten und Bekannten, oder fremde Personen zugegen waren, sondern sie wußte auch, wer? Meistens pflegte Wärme, Form und Haut der Hände schon hinzureichen, um ihr die Person kenntlich zu machen. Mitunter fühlte sie auch nach dem Puls, weshalb sie denn dadurch sehr gehindert wurde, wenn die zu erkennende Person etwa durch große Kälte, oder, obwohl weniger, durch Hitze, eine von der gewöhnlichen Temperatur abweichende Beschaffenheit der Haut hatte. So fühlte sie einer Freundin lange die Hände, bis sie endlich den Puls fühlte, und sie erkannte, und dann richtig angab, wer die fremde Person sey. Sie beschäftigte sich mit Nähen, und verrichtete diese Arbeit mit großer Feinheit und Genauigkeit. Aber noch schöner schrieb sie. Die Züge waren nicht allein bestimmt und schön, sondern die Linien gerade und die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wörtern richtig. Ja sie corrigirte z. B., wenn sie irgendwo einen Buchstaben oder eine Sylbe ausgelassen hatte, diesen Fehler auf die gewöhnliche Art, indem sie genau darüber schrieb. Daher war es nicht auffallend, wenn man bey ihr einen Rest ihrer früheren Sinnesthätigkeit argwöhnte, ja Versuche machte, um sich zu überzeugen, ob sie nicht wirklich etwas sehen oder hören könne. Alle Versuche der Art waren aber höchst gefährlich, denn sie endeten gewöhnlich in Convulsionen. Eben so, wie sie empört war, wenn sie sich hintergangen glaubte, so war sie es auch, wenn man das von ihr vorauszusagen schien.

B.

Sitten und Gebräuche der Bewohner Neu-Seelands.

(V o n L e s s o n).

Die Neu-Seeländer haben eine große Ähnlichkeit in ihrem Nationalcharakter mit den Spartanern: sie sind gleichgültig gegen das Leben und trogen muthvoll dem Tode, ja ich könnte sagen, mit Größe. Alle ihre Gedanken sind auf Kämpfe gerichtet; diese machen ihr ganzes Lebensvergnügen aus. Auch ermangelt man nicht, bey den Kindern, vom zartesten Alter an, die Einbildungskraft durch die Erzählungen von den Thaten ihrer Verwandten oder Freunde zu entzünden, und in ihrem Herzen diesen unauslöschlichen Durst nach Wagnissen und Gefahren zu wecken. Sehr früh lernt ein kleiner Knabe seine eigene Würde fühlen, er weiß, daß keine Frau das Recht hat, die Hand gegen ihn aufzu-

heben, daß er dem Schrecken, welchen er eines Tages im Kampfe unter den benachbarten Stämmen verbreiten soll, dadurch ein Vorspiel liefern kann, daß er seine Sklaven mißhandelt. Sonderbar ist es indeß, daß ein Kind um so berühmter, je höher der Rang seiner Mutter ist, denn von ihr leitet er seinen ganzen Adel ab.

Immer sind es Greise, die wegen ihrer Kenntnisse geschätzt werden, oder Aritik oder Priester, welche die Erziehung der Söhne des Oberhauses leiten, sie sind es, die sie in die Geheimnisse ihrer Theologie einweihen. Wie bey den alten Skalden des Nordens, drehen sich ihre, ihn; candencirte Stangen eingekleideten Lehren, um die Thaten der Krieger, die Zahl ihrer Schlachtopfer, das Glück, dessen sie in Ata-Mirna, oder dem himmlischen Paradiese genießen. Mit dem zwölften Jahre wohnen diese jungen Adepten den Versammlungen der Häuptlinge bey, und hören ihren Berathschlagungen zu; ihre Gemüther nehmen auf diese Weise eine ernste, zum Nachdenken führende Richtung und sie werden begierig, sich durch Thaten auszuzeichnen. Ich erstaunte oft darüber, wenn ich die jungen Leute an Bord steigen, das Schiff mitten unter den Matrosen, nach allen Richtungen hin durchstreifen, und nicht die geringste Furchtsamkeit, nicht die mindeste Überraschung zeigen sah; ihr Gang hatte schon alle Sicherheit. Sobald sie 18 — 20 Jahre alt sind, machen sie einen Theil der Classe der Krieger aus, sie bauen sich dann eine Hütte neben der ihres Vaters, verheirathen sich, und die väterliche Gewalt hat ein Ende.

Unter das Brustbild des Herrn Lorenz Novag, Doctors der Medicin, und ordentlichen Mitgliedes der medicinischen Facultät in Wien; Physicus im Bürgerhospital zu St. Marcus; Ordinarius im Priesterkrankenhaus in der Ungergasse, und außerordentlichen Professors über physische Erziehung des Menschen.

Des Guten wie des Bösen Ursprungsquelle,
Das uns begleitet durch das ird'sche Leben,
Entströmt der ersten Kindheit, und die Stelle
Weiß einst so Schmerz als Lust uns reich zu geben.

Ja! jene Zeit (der spiegelglatten Welle
Kann sich an Reinheit nichts ihr gleich erheben)
Zu ordnen, daß sie heiter b leibe, helle,
Daß nicht sie wilde Stürme bald umgeben,

Das wußtest Du, da Du uns vor Gefahren,
Die bang' ihr drohen, sorglich zu bewahren
Mit Umsicht strebstest durch dein Buch voll Geist *).

Die Wissenschaft gab Dir die höchsten Weihen,
Daß viele sich durch Dich des Lebens freuen,
Ihr Mund dich nun als Retter dankbar preist.

G. F. Müller.

*) Herr Doctor und Professor Novag schrieb das eben so gehaltreiche als allgemein ehrenvoll gewürdigte Werk: über die physische Erziehung des Menschen.

Palmenblätter für Leidende.

Der Tod, ein Wunsch.

Ich sterbe gern! — ich habe viel genossen!
 Mich labten Licht und Luft, der Bienenquell, die Flur;
 Mir sang der kühle Hain, ich sah die Laube sprossen,
 Die Rose glüh'n! — Drum habe Dank' Natur! —
 Doch fand ich alles das schon hier so schön,
 So werd' ich's jenseits ja noch schöner sehn.

Ich sterbe gern! — ich lernte viel begreifen!
 Mich lehrten Himmel, Erde, Meer, der Mensch, das Thier.
 Nur ach! des Wissens Frucht soll unterm Mond nicht reifen:
 Die Knospe kaum dazu erzeugt sich hier. —
 Dort, — wo der Engel Weisheit mich beglückt,
 Dort werd' ich erst dem Irrthum ganz entrückt.

Ich sterbe gern! denn reich hab ich gelebet:
 Gott ließ Jahrhunderte an mir vorübergeh'n.
 Auch ward mir's klar, wonach die Bessern stets gestrebet;
 Vollkomm'n'es aber — sah ich nie entkeh'n. —
 Empfange d'rum mich, weis'rer Geister Land,
 Mich knüpft schon jetzt an dich ein heiß'ges Band.

Ich sterbe gern! — ich habe viel gelitten,
 Des Herzens Liebingswünsche oft verfehlt;
 Der Sinne Sclavendienst, — voll Liebe! ernst bestritten,
 Und bin, — statt Dan's! — durch Undank hart gequält.
 Vielleicht erwacht, — dort stirbt ja Sinnenlust! —
 Dereinst noch Dank in der Verklärter Brust! —

Ich sterbe gern! — mir wurden hohe Freuden:
 Die edelsten der Brüder waren mir verwandt;
 Wir tauschten freudig uns, und mußten dann wir scheiden,
 Geschah's mit Bruderfuß und Druck der Hand.
 Nimm du mich auf nun, höh'rer Geisterbund!
 Durch dich erst wird mir wahre Weisheit fund.

Ich sterbe gern! — denn ach! mich haßten Viele!
 Die Kleinlichkeit, der Stolz, der Neid, die Lasterbrut —
 Sie starrten, geistig lahm vor dem erhab'nen Ziel,
 Zu dem durch Dorn und Fels ich klomm mit Muth.
 Seht aber, Höhere! ihr helft, und hebt
 Zum Ziele mich, das kühn mein Geist erstrebt.

Ich sterbe gern! — Es liebten auch mich Viele!
 So kind als Jüngling, Jungfrau, Weib und Mann und Greis!
 Ich hoch mich ihnen gern zum Ernste wie zum Spiele;
 Nie floh ich scheu der reinen Freude Kreis. —
 Drum sehn' ich mich nach dir, du Unschuldswelt:
 Ach, daß die irdische mich noch umfassen hält!

Ich sterbe gern! — Es geht mir, wie dem Müden,
 Ihm ist ein süßer Schlaf das höchste Erdenglück.
 Fürwahr! er ist's auch mir! — ich sehne mich hiernieden
 Nur noch nach jenem sel'gen Augenblick —
 O Wonne! wenn mein lieber Vater winkt,
 Und — sanft des stillen Jünglings Sackel sinkt; —

Ein Greis.

M i s c e l l e n.

Woher das Theetrinken bey den Chinesen rührt.
 In China ist das Theetrinken allgemein und man schreibt die Ursache davon ihrem unschmackhaften Wasser zu, das besonders in den niedern Gegenden, ohne einen Zusatz, höchst unangenehm zu trinken ist. Bey den Chinesen steht daher ein Gefäß mit Wasser über dem Feuer, um sogleich Thee zuzubereiten. Die Chinesen sind jedoch sehr mäßig; denn ein paar Hände voll Reiss sind hinreichend, einen erwachsenen Menschen einen ganzen Tag zu ernähren, und ihn bey Kräften zu erhalten. Der gemeine Chinese ist fast nichts weiter als Reiss.

Ein ziemlich allgemeiner Irrthum.

Es ist eben nichts Seltenes, daß selbst gut unterrichtete Leute ein Ereigniß für die Ursache eines andern halten, weil das erstere dem andern unmittelbar vorausging. Ein merkwürdiges Beispiel von diesem Irrthume kam im letzten Jahrhunderte vor. Die Fische, von denen viele Einwohner Norwegens ihren ganzen Unterhalt ziehen, verschwanden auf einmahl von ihren Küsten; die Pockenimpfung war eben im Lande eingeführt worden, und sogleich glaubte man in ihr die Ursache des Unglücks gefunden zu haben. Da nun die Leute die Gefahr, die Blattern zu bekommen, im Vergleich mit dem Verhungern für eine Kleinigkeit hielten, so gerietzen sie in den höchsten Jorn gegen die, welche ihnen die Krankheit nehmen wollten.

Die Gasbeleuchtung in Paris.

Die Gebäude etc., welche Paris mit Gasbeleuchtung versorgen, wurden vor ungefähr 10 Jahren angelegt; sie liefern jeden Abend im Durchschnitt 300,000 Kubikfuß Gas für 13,000 Lampen, was 117,000 Kerzen gleich kommt. Von diesen 13,000 Lampen sind nur 2000 für die öffentliche Beleuchtung der Straßen bestimmt; in London gibt es dafür 15,000 mehr. Man braucht zur Bereitung des Gases ungefähr 11 — 12,000 Kubikfuß Steinkohlen, und bezahlt für die Fracht bis Paris über 30,000 Franks. Paris zieht von dieser Gasbereitung jährlich eine Einnahme von 100,000 Francs, als Abgabe von den Steinkohlen. — Paris ist fast die einzige Stadt in Frankreich, welche mit Gas beleuchtet wird; in England beleuchtet man jetzt 86 Städte damit. Brüssel, Gent, Frankfurt, Berlin, Dresden u. s. w. haben ebenfalls Gasbeleuchtung, auch der Pascha von Aegypten will diese Beleuchtungsart, wie man sagt, in Cairo einführen.

Waterlands-Liebe.

Southey erzählt in dem eben erschienenen dritten (letzten) Bande seiner großen Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel: Der Capitän Vincente Moreno, der unter den Bergbewohnern von Nonda gedient hatte, gerieth in Gefangenschaft, ward nach Granada gebracht, und ihm da die Wahl gestellt, entweder von Henskershand zu sterben oder in französische Dienste zu treten. Sebastiani bemühte sich ungemeyn, den Officier zu den Letztern zu vermögen, theils aus Menschlichkeit, theils aber wohl auch aus dem Gefühl, welcher Flecken durch den Befehl zur Hinrichtung dieses Mannes auf ihn fallen werde. Auf Befehl des Generals wurde deßhalb, als Moreno sich bereits auf dem Schafotte befand, seine Gattinn mit den vier Kindern zu ihm gebracht, um zu veruchen, ob sein Entschluß durch die Bitten derselben wankend gemacht werden könne. Mit dem Muth eines Märtyrers bath sie aber Moreno, sich zu entfernen, und seinen Söhnen zu lehren, des Beyspiels immer eingedenk zu seyn, das er eben geben werde, und ihrem Vaterlande treu und pflichtgemäß, wie er gethan, bis an den Tod zu dienen.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse, Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

8 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

83.

Wien, Mittwoch den 17. October

1852.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Die Macht der Wirkung der Musik auf lebende Wesen.

Jedermann weiß, wie mächtig die Musik auf den moralischen, ja auf den physischen Menschen wirkt, daß sie der Luftzug ist, welcher der Aolsharfe der menschlichen Gefühle die mannigfaltigsten Töne entlockt. Schon die Alten wußten dieß, ja sie hatten noch einen unendlich höheren Glauben an die Wunderkraft der Töne als wir; wie denn auch die Musik bey ihnen eine weit umfassendere, für uns ziemlich räthselhafte Rolle spielte. In ihren Geschichtsbüchern fehlt es, vom wunderbaren Sänger Dryheus an, dem Felsen und Bäume nachliefen, nicht an Beyspielen von Wundern, welche die Musik gewirkt. Damon, ein Musiker aus Milet, hatte durch sein Spiel auf der Flöte, im phrygischen Versmaaf, von Wein erhitzte Jünglinge zur Wuth entflammt. Galen befahl ihm, das Versmaaf zu wechseln und dorisch zu spielen; alsbald verwandelte sich bey den Jünglingen die heftigste Aufregung in die vollkommenste Ruhe. Timotheus, aus derselben Stadt, hatte die Gefühle seiner Zuhörer vollkommen in seiner Gewalt; so reizte er Alexander den Großen zur Wuth, und beruhigte ihn wieder eben so schnell. Terpander dämpft durch Musik einen Aufruhr, Ulysses wird von Pheniüs entwaffnet, Pythagoras sieht einen Jüngling, der in der Wuth darüber, daß seine Geliebte einen Nebenbuhler bey sich eingelassen, das Haus derselben in Brand stecken will (er war durch Musik so weit gebracht worden); da heißt Pythagoras den Flötenspieler das Versmaaf wechseln, und im zweyactigen Spondeus spielen; der ernste Act bringt den Wüthenden alsbald wieder zu sich.

Wir lassen uns in keine Abhandlung über die

Musik der Alten ein, über die berühmten Versmaaf, das phrygische, äolische, dorische, von denen uns die Gelehrten so viel zu erzählen wissen, über das Verhältniß der Musik zu der eigenthümlichen Organisation und Cultur der Griechen; wir bemerken nur, daß es in der alten Geschichte der Musik bey allen Völkern keinesweges an ähnlichen, ja noch erstaunlichere Wundern fehlt, als die erwähnten; sie beweisen alle bloß, wie schwer es durchaus dem Menschen wird, in den Gränzen der Wahrheit zu bleiben. Die Chinesen fühlten sich im achtzehnten Jahrhundert tief gekränkt, daß ihre Musik auf den Missionär Amiot, der ein guter Musiker war, so gar keinen Eindruck machen wollte, und sagten zu ihm: „Die herrliche Musik unserer Vorfäter ist in unseren Tagen gar sehr aus der Art geschlagen; sie erregten mit ihren Gesängen nach Gefallen jede Leidenschaft; aber wir verstehen es nicht mehr, zu der Seele zu sprechen.“ Wie zauberisch auch Dryheus Leyer wirken mochte, sie war nichts gegen die Ragas oder alten hindostanischen Lieder. Mia Lusine, ein wunderbarer Sänger zur Zeit des Kaisers Akber, sang, so erzählt die Geschichte, eine solche Raga, welche für die Nacht bestimmt war, bey Tage, und so ungeheuer war die Macht seiner Töne, daß die Sonne verschwand und tiefes Dunkel den Pallast umfing, so weit seine Stimme drang. Ein anderes Lied der Art, hatte die sonderbare Eigenschaft, daß es denjenigen, der es sang, verbrannte. Der Kaiser Akber hieß einen seiner Musiker bis an den Hals ins Wasser gehen und es so singen, der Unglückliche hatte kaum die magischen Noten intonirt, so schlug ihm die Flamme aus dem Kopf und verzehrte ihn.

Indessen auch in unsern Tagen sind unsere Dilet-

tanten nicht die einzigen, welche, die Augen verdrehend, trippelnd und den Tact zu der Arie einer Primadonna falsch schlagend, lebendig Zeugniß von der Allgewalt der Musik ablegen; so lesen wir bey einem alten Franzosen, als einmahl ein kriegerisches Stück von Claudin dem jüngern, Musikmeister im Dienste Heinrichs IV., bey Hof ausgeführt wurde; sey ein alter Edelmann ordentlich in Wuth gerathen, und mit gezogenem Degen auf die Gesellschaft losgegangen; alsbald aber hatte der Künstler mittelst eines andern Stückes von sanften, lieblichen Charakter dieser Ekstase ein Ende gemacht. Dieß schmeckt nun ganz nach Pythagoras und Galen. Über die Musik der Griechen, von der wir nichts mehr wissen, kann man fabeln, so viel man will; aber jenes Claudins Werke haben wir noch, sollte man etwa den Versuch damit machen wollen, so stehe ich der ganzen Zuhörerschaft für ihr Leben.

Die Musik nimmt bekanntlich ganz vorzüglich die Gefühlsseite in Anspruch. Nach Homer, Plato, Shakespeare sind Menschen, welche kein Gefühl haben, unvollkommene Wesen. Dieß mag im Allgemeinen schon wahr seyn, indessen ist dieser Mangel der Organisation häufiger, als man glaubt. Abgesehen von der natürlichen Anlage für Musik, hängt der Eindruck, den sie auf das Individuum macht, ganz besonders von der Erziehung ab. Nicht selten kommt es vor, daß Menschen von Verstand und Bildung die Musik nicht nur kein Vergnügen, sondern daß sie lediglich keinen andern Eindruck auf sie macht, als jedes Geräusch. Durch Übung steigert sich die Empfindlichkeit der Organe, und was von den Individuen gilt, gilt auch von ganzen Völkern.

Die Alten schrieben der Musik eine außerordentliche Heilkraft zu, und bis auf die neuere Zeit, bis auf die Gründung der eigentlichen Physiologie haben die Ärzte, freylich meistens auf die Autorität der Alten, über ihren Einfluß auf Umstimmung der Lebenskraft und damit Heilung der verschiedensten Krankheiten, Sinn und Unsin zu Tage gefördert, ja in den jüngsten Tagen ist in Paris bey Gelegenheit der Cholera neben dem Kanonendonner auch die Musik zur Sprache gekommen. Mit Erfolg ist sie wohl bloß gegen Geisteskrankheiten und Melancholie als Heilmittel angewandt worden. Die Geschichte bewahrt in dieser Hinsicht manchen artigen Zug auf. Die Fürstinn Belmonte hatte ihren Gemahl verloren; ein Monath war vergangen und noch hatte sie keinen Laut der Klage hören lassen, keine Thräne vergossen; eine fürchterliche Last drückte ihren Busen, sie war dem Tode nahe. Gegen Sonnenuntergang trug man die Kranke in ihre herrlichen Gärten, aber die Natur hatte keinen Reiz für sie, sie fand in ihrem Anblick nichts weniger als Erleichterung. Staff, damahls der größte deutsche Sänger, war eben in Neapel und besuchte zufällig die berühmten Gärten von Belmonte. Eine Kammerfrau der Fürstinn erfuhr dieß, sie kam auf den Gedanken, mit der Musik einen Versuch an ihrer Gebietherinn zu machen, und bath Staff in der Nähe des Bosquets, in welchem

sie saß, etwas zu singen. Er ließ sich bereitwillig finden, und wählte eine Arie von Nelli, die mit den Worten anfängt: *solitario bosco ombroso*. Die reine schmelzende Stimme, die einfache, aber höchst ausdrucksvolle Melodie, die Worte, die zu der Umgebung und auf die Verhältnisse so ganz paßten, alles dieß wirkte so mächtig auf die Fürstinn, daß ihre Thränen reichlich strömten; sie floßen mehrere Tage ohne Unterbrechung, und die Kranke war gerettet. — Bekannt ist die Anekdote von der Geistesverwirrung Philipps V. von Spanien, und seine Heilung durch Fariuellis herrliche Stimme; die Cur ist wohl kaum so wunderbar, als das Glück, daß der Castrat dadurch machte, indem er nicht nur bey Philipp erster Minister wurde, sondern es auch unter drey Regierungen blieb.

Die Alten hatten, wie schon gesagt, weit höhere Begriffe von den Heilkräften der Musik; so zweifelten Theophrastus und Galenus keineswegs daran, daß sie Pest, Gift und Schlangenbiß heilen könne. In neuern Zeiten haben Diemenbroeck, Bonnet, Bagliovi, Kircher, Hafner u. a. m. der Musik noch große Kräfte zugeschrieben; ja der Charlatanismus, der sich in alles mengt und alles verdirbt, hat aus der Musik sogar ein Universalheilmittel machen wollen; so behauptet J. B. Porta in seiner musikalischen Panacee: der Musik, welche mit Instrumenten gemacht werde, die aus dem Holze gewisser Arzneypflanzen verfertigt seyen, wohne die Heilkraft dieser Hölzer inne. Die Fabel von der Wirksamkeit der Musik gegen den Tarantelbiß hat ihre Quelle in demselben Charlatanismus. Die größten Ärzte waren lange von diesem seltsamen Irrthume befangen! selbst Bagliovi, der doch leicht sich als Augenzeuge über die Sache hätte belehren können, glaubte steif und fest daran.

Nach einer Menge medicinischer Schriftsteller, besonders aus dem 17. Jahrhunderte, läßt der Biß einer Tarantel, einer Spinne, die besonders in Neapel vorkommt, ein Gift zurück, das erst nach längerer Zeit wirkt. Die Wirkung äußert sich dann durch eine Art von Delirium, indem die Kranken unaufhörlich springen und tanzen. Die Musik treibt sie noch gewaltiger dazu an, und der reichliche Schweiß, der darauf erfolgt, vermittelt die Heilung. Ernstliche Untersuchung hat endlich dargethan, daß Cur und Krankheit gleich grundlos sind.

Über die Anwendung der Musik als Heilmittel ist schon gar viel geschrieben worden; aber leider ist in den meisten Schriften der Art ungleich mehr Gelehrsamkeit als Philosophie.

Indessen sind wir überzeugt, daß die Musik neben ihrer moralischen Wirkung auch eine physische hat, nur ist, wenn es sich von unmittelbarer Beobachtung handelt, die eine von der andern so schwer zu unterscheiden, daß die letztere, nämlich die physische Wirkung, weit besser an Thieren beobachtet wird, als an Menschen. Gewisse Fälle ausgenommen, sind die Wirkungen der Sinne auf das Seelenorgan, und umgekehrt so vielfach verflochten, daß es äußerst schwer, ja un-

möglich ist, in der von der Musik hervorgebrachten Wirkung die reine Sensation von dem zu sondern, was auf Rechnung der Erziehung und der erworbenen Ideen kommt.

(Der Beschlus folgt.)

Nachruf an die hier versammelt gewesenen deutschen Naturforscher und Ketzte.

So lebt denn wohl, die ihr zum schönsten Zwecke:
Zum Menschen wohl, gebildet den Verein. —
Ihr reißt von der Natur die Schleyerdecke
Und dringet in ihr tieffst' Geheimniß ein.

Wie sie verhüllt auch web' im dunklen Schachte
Und auf der Matten blumenreicher Flur;
Wie sie im Lustdom selbst sich auch unmachte,
Das lähne Forscherang' folgt ihrer Spur.

Kometenlauf lehrt uns der Astronome,
Der Kräuter Kräfte hat der Arzt erlauscht,
Und wo durch Felsgellüß', im Silberstrom,
Der Heilung Quelle sprudelnd, schäumend rauscht.

So schreitet fort im traulichen Vereine,
Verfolget Hand in Hand das schöne Ziel,
Und ob auch Manches nachtverhüllt noch scheine,
Dem muth'gen Streben ist das Schwerste Spiel.

Wo Wissen sich mit Wissen eng verbindet,
Wo Wollen sich mit Wollen eint zur That:
Da schnell die düst're Nebeldecke schwindet,
Und Klarheit ist des Forschens Resultat.

Was nimmermehr dem Einzelnen gellinget,
Das wird vom trauten Bruderbund vollbracht,
Der thätig, wirksam nach dem Ziele ringet,
Der muthig dringet durch der Nebel Nacht.

Nach Klarheit ringt des höh'ren Geistes Streben,
Nach Klarheit, die zum Heil die Menschheit führt;
O laßt von dem Bewußtseyn Euch erheben,
Wir sind es, die zum Heil den Pfad erspürt. —

G. Mai.

Die bittere Freude.

Es gibt Freuden, die von den entgegengesetztesten Empfindungen begleitet werden. — Ich meine nicht bey unvorsichtigen und übermäßigen Genuß derselben, der nothwendig Reue zur Folge haben muß, dieß erfordern die Gesetze der Natur. Wie kommt es aber doch, daß, wenn wir einen recht vergnügten Tag gehabt haben, wenn wir nach langer Zeit einmahl unsern Freund umarmen, und so viel

Gutes ihm und er uns mittheilen konnten, daß sich dann am Abend eine gewisse Schwermuth unsrer bemestert? Ist's Erschöpfung, ist's bis zum Ekel gediehene Sättigung des Freundesgenusses? Nein! denn wir würden sogleich (verstatteten es die Umstände) wieder in seine Umarmungen zurückeilen. Sollte sie nicht eher aus dem Gedanken, daß unsere Freude dahin ist, vielleicht auch aus einer durch zärtliche Dankbarkeit gegen die Person, der wir jene frohen Stunden verdanken, herrühren. In solchen Stunden wurden oft die erhabensten Gedanken empfangen und die edelsten und größten Handlungen erzeugt. —

Ganz analog hiermit ist das Phänomen, daß, sobald sich Fröhlichkeit bis zu einem gewissen Grade über unsern Geist ausbreitet, wenn alle unsere Nerven gespannt und das Blut heftiger wallt, oft plötzlich der Gedanke: es möchte wohl ein Unglück folgen, sich unser bemächtigt und das Gefühl der Freude auf Augenblicke stört oder wohl durchaus erstickt. Vielleicht daß der Erfolg ein oder das andere-mahl diesen Einfall bey uns oder Andern bestätigte, und wir durch Ideenverbindung hieran erinnert werden; vielleicht auch, daß eine gewisse feinere Superstition, die uns diesen Grad von Fröhlichkeit verbiethet, zugleich die Idee von Vergehen und darauf folgender Strafe erregt; genug, daß es geschieht, lehrt die Erfahrung, wie die auch ewig zeigen wird, daß nie, so lange wir so sehr von der Sinnlichkeit abhängen, ein reiner und ungetrübter Freuden-genuß Statt finden, oder doch zum wenigsten nur augenblicklich seyn kann.

Thöricht wäre es, mit dieser Einschränkung unzufrieden seyn zu wollen; noch thörichter, sich deßhalb gar keinem Freuden-genuß zu überlassen. Dieser Tropfen Wermuth ist ein Gegengift gegen den leicht herauschenden Leichtsin, der öfter als andere Leidenschaften unsere besten Freuden verbittert und um so gefährlicher ist, auf eine je angenehmere und unschuldiger scheinende Art er unsere Herzengüte raubt und den Lastern uns in den Arm führt.]

Wohl hat auch hier dessen Hand, der Alles ordnet, weise gemischt; der Freuden des Lebens sind mehr als der Leiden; jenen ist ein kleinerer Tropfen vom Unangenehmen, diesen ein größerer Theil vom Unangenehmen beygemischt. Fasse beyde und siehe! aber thue es mit einem reinen Herzen.

Für Theetrinker.

Die Theetrinker mögen es sich gesagt seyn lassen, daß der grüne Thee in beträchtlicher Quantität reine Galläpfelsäure enthält, wovon man sich gleich überzeugen kann, wenn man einem Aufgusse von Theeblättern einige Tropfen aufgelösten grünen Vitriol zugießt, worauf sich sogleich die Flüssigkeit in eine schwarze Tinte verwandelt wird. Diese Säure ist zusammenziehend, und wer häufig Thee trinkt, setzt sich allen schlimmen Folgen aus, die eine hartnäckige Verstopfung begleiten. Doch läßt sich den Theetrinkern auch wieder zum Troste sagen, daß einige Körner kohlensaurer Soda dem Thee beygemischt, seine nachtheilige Wirkung heben. Die große Quantität der Säure, die im Thee ent-

halten ist, läßt sich auch dann bemerken, wenn man die kohlensaure Soda beymischt, wo ein starkes Aufbrausen Statt findet.

Palmenblätter für Leidende.

Die Kraft der Natur.

Wenn in des Erdenlebens wüßten Streiten
Der Friede Deines Herzens wird gestört,
Wenn, statt Dir Glück und Segen zu bereiten,
Ein widriges Geschick Dich hart verkehrt;
Wenn Falschheit Dir und List entgegen schreiten;
Wenn an der Brust die Schlange Du genährt,
Die, statt Dir Lieb und Ereue zu bekunden,
Dich tödtlich will mit scharfem Zahn verwunden; —

Wenn dann Dein Herz mit schwerem, matten Schläge,
Den Glauben an die Menschheit fast verliert;
Wenn Dein Gebeth zu Gott selbst wird zur Klage,
Dein Geist in dumpfen, trübten Zweifeln irrt;
Warum der Himmel Dir das Heil verlasse,
Das doch dem Schlechten oft vertieben wird,
Warum Dein Glück, Dein Friede wird getrübet,
Da Du das Recht, die Pflicht doch stets geübet? —

O flüchte dann, in solchen schweren Stunden,
In's stille Reich der heil'gen Einsamkeit!
Vom Arme lieblicher Natur umwunden,
Da wird Dein Busen wieder froh und weit,
Da wirst Du bald von Deinem Gram gesunden,
Da wird der Schmerz, die Sorge dir zerstreut,
Da wird ein Klang von oben Dich durchdröhen,
Und wieder Dich mit Gott und Welt versöhnen!

Denn überall, in Hain und Au' und Gründen,
Zeigt liebend sich des Schöpfers hohe Macht;
Überall wirst seine Huld Du finden,
In jedem Baum, in jeder Blüthe Pracht; —
Sie wird Dein Herz zu neuer Lust entzünden,
Sie hellet auf die düst're Kummernacht;
Der Glaube wird, die Hoffnung dich erheben:
Der Herr ist groß, und schön ist doch das Leben! —

Eduard Fink.

Miscellen.

Eigenthümliche Schnelligkeit gewisser Thiere
und Menschen.

Der Adler scheint alle andern Vögel in der Schnelligkeit des Fluges zu übertreffen; er legt in einer Minute einen Raum von 5626 Fuß oder in einer Stunde etwas mehr als 22 Stunden zurück. Die andern Vögel von der ersten Größe können ungefähr 250 Stunden den Tag fliegen.

Auf einer Jagd Heinrichs II. von Frankreich, entfloh einer der Falken und 24 Stunden später fing man ihn in Malta, 270 Stunden weit, wieder.

Die Schnelligkeit der Fische läßt sich weder mit der der Vögel noch selbst der der vierfüßigen Thiere vergleichen. Einige Naturforscher haben sogar behauptet, kein Fisch könne drey Stunden weit in einem Tage schwimmen; alle Seefahrer bezeugen aber, daß besonders Hanfische den Schiffen ganze Tage lang folgen.

Die Schnecke legt in 5 Minuten einen Raum von anderthalb Fuß zurück, die Ameise macht denselben Weg in 5 Secunden.

Es ist keine Übertreibung, wenn man von manchen Pferden behauptet, sie seyen so geschwind wie der Wind; man hat einige in England 88 engl. Fuß in einer Secunde zurücklegen sehen; der Wind, der diese Schnelligkeit besäße, wäre einer der heftigsten.

Selbst der Mensch kann durch Übung eine wunderbare Schnelligkeit erlangen; die Hemerodromen bey den alten Griechen konnten, wie schon ihr Name andeutet, einen ganzen Tag laufen. Man erwähnt unter andern einen gewissen Philonides, den Läufer Alexanders des Großen, der nach Plineus in 9 Stunden 1200 Stadien, ungefähr 44 Lieues zurücklegte.

Doch können unsere Leser das bezweifeln, wenn sie wollen; denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß ein Mensch das thun könnte, was das schnellste Pferd nicht vermag. Die schnellsten englischen Läufer haben $17\frac{1}{2}$ engl. Fuß in der Secunde zurückgelegt. Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts lebte in Eisenach ein Mann, der durch seine außerordentliche Schnelligkeit im Laufen sich einen Namen erworben hatte. Er hieß Johann Anton Focke, war aus Böhmen gebürtig, und stand in Diensten der verwitweten Herzogin Amalie von Weimar. Dieser Mann hobte einen Hasen im Laufe ein, und als 1767 die Herzogin eine dringende Botschaft an ihren Minister, der sich zu Karlsbad befand, zu bringen hatte, schickte sie ihren Läufer Focke, der um 2 Uhr nach Mittag in Weimar fortging, den andern Tag zu Mittag dem Minister die Depeschen übergab und den dritten Tag um 8 Uhr wieder in Weimar war.

Häusliche Zucht in Holland.

Es gibt in Holland zweyerley, was besondere Bemerkung verdient; die Gesalbniß: Ehemänner, Weiber und Kinder in ein besonderes Zuchtthaus stecken zu lassen, um Übertretungen der Gesetze des geselligen Lebens zu bestrafen, und zwentens eine Erfindung, die unverbessertlich Faulen zur Arbeit zu zwingen. An einem Ende des Gemachs, worin der Träge sich befindet, ist eine Pumpe und von der Decke läuft ein Strom Wasser herab, so daß er nothwendig ertrinken muß, wenn er nicht beständig an der Pumpe arbeitet.

Charakteristik der Damen.

Nicht am Theetische, noch am Spieltische, nicht auf Ballen, noch bey Visiten entziffert man das weibliche Geschlecht. Um ein Frauzimmer kennen zu lernen, muß man nicht mit ihm reden, sondern es schweigend eine Stunde betrachten; denn die Weiber sind mehr Herr ihrer Worte, als ihrer Handlungen.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

P o p u l ä r e

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

; u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

84.

Wien, Samstag den 20. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Dem Andenken weiland Grafen Carls von
Harrach, Doctors der Medicin, Physikus
bey den wohllehrwürdigen Frauen Elisabe-
thinnerinnen.

(Geboren den 11. May 1761, gestorben
den 19. October 1829.)

Am Jahrestage seines Hinscheidens als Erinnerungsoffer
geweiht *).

Hinabgerauscht im wilden Strom der Zeiten
Sind nun der Jahre drey, seit Du entrückt
Uns wardst; — Dein Streben Gutes zu verbreiten,
Wodurch die Menschheit ward so reich beglückt,
Es ist versiegt! — noch bluten viele Herzen,
Die Dein Verlust so inniglich betrübt,
Die ihn gefühlt mit tiefempfund'nen Schmerzen,
Und näher Dich gekannt, der allgeliebt.

*) Der Verfasser dieses Gedichtes, selbst mit steter Kränklichkeit behaftet, fand sich zur Zeit des Hinscheidens des allgemein verehrten Grafen von Harrach, Doctors der Medicin, dadurch verhindert, ihm einige tiefgefühlte Worte des Dankes im Rahmen so vieler, durch ihn Geretteten nachzurufen; er erfüllt diese schmerzlicherthe Pflicht nun am Gedächtnistage des hochverehrten Mannes, und glaubt damit sowohl den Verehrern dieser erlauchten Familie, als auch den Herrn Collegen und Freunden des Verbliebenen in ihren Wünschen zu begegnen.

Den Adel, den Geburt Dir hat gegeben,
Du hobst ihn glänzender empor durch That;
Der Menschheit weihetest Du Dein ganzes Leben,
Erquicktest sie durch Arztes weisen Rath.
So ward in Dir der Wissenschaft geboren
Der würd'gsten Priester Einer, hochverehrt,
Und was sie hat an dir als Mensch verloren,
Wie schön hat sich's im Hospital bewährt!

Dort, edler Kämpfe sonder allen Tadel,
Verlängert' Deine Kunst des Lebens Ziel,
Dort glänzt im höchsten Flor Dein Seelenadel,
Und, dankbar überwältigt vom Gefühl,
Pries Dich als Retter mancher Armen Lippe,
Fleht Gott um Nestorsalter für Dich an;
Da — naht der Griame sich mit seiner Hippe,
Und schnell standst Du am Ziele Deiner Bahn,

Mit Ruhm gewandelt, fromm Dich zu ergeben,
Dem Wink des Höchsten, wußt' Dein hoher Sinn.
Gern opfernd Ihm Dein thatenreiches Leben,
Das für die Menschheit war ein Hochgewinn;
So schiedst Du, allgemein und tief vertrauert,
Der Du für Deine Zeit nicht nur gelebt:
Der Ruhm solch' schönen Lebens ewig dauert,
Unsterblichkeit — Du hast sie Dir erstrebt.

C. F. Müller.

Die Macht der Wirkung der Musik auf lebende Wesen.

(Beschluß.)

Bei den Thieren ist die Wirkung der Töne, da die Ideenassociation hier aus dem Spiele bleibt, in den meisten Fällen rein physisch. Bei ihnen ist die Musik eine Sensation und kann nichts anders seyn; die Sensationen aber, welche die Thiere durch Töne erhalten, sind so mannigfach, zum Theil so auffallend, daß es nicht ohne Interesse seyn wird, wenn wir einige Beobachtungen in diesem Fache erzählen. Da mit den Hausthieren die umfassendsten Versuche dieser Art angestellt worden sind, so machen wir mit ihnen den Anfang.

Bekanntlich macht die Musik einen sehr starken Eindruck auf die Hunde. In Städten, wo sie sehr oft Gelegenheit haben, welche zu hören, werden sie nach und nach dagegen ganz abgestumpft, aber die eingesperreten oder an einsamen Orten lebenden behalten die ganz ungemaine Empfindlichkeit für Töne. Welcher Art das Gefühl ist, das die Musik bei ihnen erregt, ist schwer auszumachen; die meisten Physiologen glauben indessen, das Geheul, das der Hund ausstößt, wenn er Musik hört, sey der Ausdruck von Schmerz, weil seine Gehörnerven unangenehm afficirt werden. Die Annahme wird dadurch bestätigt, daß der Hund, wenn er frey ist, in solchem Falle davon lauft. Man hat beobachtet, daß Hunde, die darauf dressirt waren, regungslos als wären sie todt, liegen zu bleiben, die so gut gewöhnt waren, daß sie kein Kanonenschuß aufgeschreckt hätte, sobald sich ein Instrument hören ließ, ein dumpfes Geheul ausließen, das sie vergeblich zu unterdrücken suchten. Einem Hunde blieb der Eindruck der Musik so lebhaft im Gedächtnisse, daß er zu heulen anfang, wenn man nur nach der Violine griff. Dr. Mead erzählt von einem Hunde, der vor Schmerz, oder wenn man will, vor Vergnügen starb, weil er eine Musik, die er mit gellendem Geschrey begleitete, lange hatte anhören müssen. Auch von andern Thieren weiß man, die auf diese Weise getödtet wurden, nahmentlich Käupchen. Die Katzen miauen zuweilen beim Töne von Instrumenten; doch ist dieß weit seltener, als bey den Hunden.

Andererseits ist bekannt, mit welchem Vergnügen viele Vögel, nahmentlich aber der Zeißig, den Liebem hörchen, die man ihm vorspielt. Bey den ersten Tacten nähert er sich dem Instrumente so weit er kann, und lauscht unbeweglich, bis das Stück zu Ende ist; dann schlägt er, als bezeugte er seinen Beyfall, mit den Flügeln.

Die Vögel haben bekanntlich noch das Eigenthümliche, daß sie Gedächtniß für Töne haben, daß sie dieselben nicht, wie die Hunde z. B. zu thun scheinen, isolirt auffassen, sondern in ganzen Passagen, die sie behalten und nachahmen. Auch das Pferd äußert Sinn für combinirte Töne, aber wieder auf andere Weise. Unstreitig ist es sehr empfänglich für Musik, und man bemerkt zweyerley Sensationen bey ihm: die eine wird durch den Klang, die andere, durch den Tact erzeugt.

Die Violine, die Flaute, die Stimme, machen keinen bedeutenden Eindruck auf das Pferd; aber bey der Trompete, und überhaupt den Blechinstrumenten, spitzt es die Ohren und kehrt sie dem Orte zu, woher die Töne kommen; es bläst die Nasenlöcher auf, trippelt und verräth durch alle seine Bewegungen, daß es sehr angenehm afficirt wird. Aber auch für den Rhythmus ist das Pferd sichtbar empfänglich; wie oft hat man schon im Carroussel Pferde nach der Musik, im Tacte umher tanzen sehen.

Die Thiere aus dem Antilopengeschlechte: Hirsch, Reh, sind so ziemlich in dieser Hinsicht eben so organisiert, wie das Pferd. Auch bey den Nagethieren, besonders beim Viber und der Ratte, bemerkt man ähnliche Empfänglichkeit. Bourdelot versichert, er habe auf der Messe zu St. Germain acht Ratten zur Musik tanzen sehen.

Sogar Reptilien und Insecten äußern Gefühl für Töne und ihre Modificationen; so kann die Eidechse wirklich für den Hauptdilettanten unter den Thieren gelten. Sie liebt die Wärme sehr und sonnt sich mit großer Behaglichkeit. Wenn sie so liegt und eine Stimme oder ein Instrument sich hören läßt, so gibt sie alsobald durch alle ihre Bewegungen zu erkennen, wie angenehm sie afficirt wird. Sie dreht und windet sich, legt sich bald auf den Rücken, bald auf den Bauch, bald auf die Seite, als wollte sie alle Theile ihres Körpers dem tönenden Fluidum, das sie wollüstig umspült, aussetzen. Aber sie ist Kennerin und nimmt nicht jede Musik für gut hin. Harte, rauhe Stimmen, gellende Töne, rauschende Musik missfallen ihr; will man es ihr recht machen, muß man gedämpft und im langsamen Tacte spielen. Man sah eine sichtbar sehr alte Eidechse aus ihrem Mauerloch hervorkommen, so oft man das Adagio in F aus dem Quartett in C von Mozart spielte, und sich an der köstlichsten Harmonie erlaben. Sobald das Instrument schwieg, zog sie sich langsam zurück; fing man dasselbe Stück wieder an, so blieb sie stehen, horchte einen Augenblick, ob sie sich nicht irre, und begab sich dann wieder auf ihren ersten Platz. Kein anderes Musikstück brachte dieselbe Wirkung auf das Thier hervor. Pater Labat erzählt in seiner Beschreibung von Martinique eine ganz ähnliche Geschichte.

Nach den Berichten mehrerer Reisenden wird die Klapperschlange in Guiana durch den Ton des Flageollets zahm gemacht; dasselbe erzählt man von der furchtbaren Viper auf Martinique, ser de lance genannt, und Chateaubriand versichert, er habe in Ober-Canada eine wüthende Klapperschlange, die in sein Lager gedrungen war, beim Töne einer Flöte ruhig werden, und dem Spieler nachgehen sehen. Von allen Insecten scheint die Spinne am meisten Sinn für Musik zu haben. Man sieht sie an ihren Fäden rasch herabfahren und sich dem Orte nähern, woher die Töne kommen. Hier bleibt sie oft Stundenlang unbeweglich sitzen. Bekanntlich haben Gefangene auf diese Weise Spinnen gezähmt und an sich gewöhnt.

Unter allen Beobachtungen dieser Art sind aber

wohl die an zwey Elephanten in der Pariser Menagerien angestellten die merkwürdigsten; sie sind so interessant, daß selbst diejenigen Leser, welchen sie schon bekannt seyn sollten, sich mit Vergnügen daran erinnern lassen werden.

Diese beyden Elephanten, der eine ein Männchen, der andere ein Weibchen, haben einen sehr merkwürdigen Beleg dafür geliefert, welch mächtigen Einfluß die Musik auf Entwicklung der physischen Eigenschaften und der Instincte bey empfindenden Wesen hat. Bekanntlich äußert sich bey dem Elephanten der Geschlechtstrieb sehr spät, um das fünf und zwanzigste Jahr, und wenn er in der Gefangenschaft und in nördlichen Klimaten lebt, wohl noch später. Die Pariser Elephanten mochten sechzehn, siebzehn Jahre alt seyn, jener Zeitpunkt war also bey ihnen noch ferne; aber die Macht der Harmonie zauberte bey ihnen jene Fülle neuer Gefühle, jene Trunkenheit der Sinne wenigstens auf Augenblicke herauf. Am 10. Prairial im 16. Jahre der Republik wurde ihnen ein Concert gegeben. An der Decke der Gallerie unter der sich die Ställe befanden, hatte man eine Klapptüre angebracht und hinter derselben, den Elephanten unsichtbar, das Orchester aufgestellt. Die ausgezeichnetsten Musiker nahmen Theil, und als Alles fertig war, zog man die Thüre langsam auf, während der Führer die Elephanten mit Reichen von Futter zu zerstreuen suchte. Diese Stille herrschte ringsum; da begann die Musik. Als bald ließen Hans und Parkin, so hießen die beyden Elephanten, das Futter fallen, und liefen dem Orte zu, woher die Töne kamen. Sie äußerten nun durch verschiedene Bewegungen, mannigfache Stellungen, wie sehr sie dieses neue Ereigniß überraschte. Ihr erstes Gefühl war sichtbar Angst, Unruhe. Bald liefen sie umher, hoben sich auf den Hinterfüßen und griffen mit den Rüsseln hinauf nach der unsichtbaren Harmonie, bald warfen sie unruhige Blicke auf die Zuschauer, dann liebkosten sie ihren getreuen Führer, als wollten sie ihn fragen, was das zu bedeuten habe, was es werden sollte. Da sie endlich sahen, daß alles in Ordnung blieb und sie für ihre Sicherheit nichts zu fürchten hatten, überließen sie sich sorglos den lebhaftesten Eindrücken, die sie bestürmten.

Jetzt hatte man Gelegenheit zu einer Reihe der interessantesten Beobachtungen über die Wirkung der Musik auf diese edlen Thiere. Jedes neue Stück, das das Orchester spielte, jede Melodie, deren Motiv vom vorigen Stück so weit abwich, daß ihr Ohr den Unterschied faßte, wirkte wieder anders auf sie, und damit wechselten auch ihre Gebärden plötzlich; ihr Schreyen, ihre Bewegungen nahmen jedesmahl einen Charakter an, der zum Tact des Musikstücks mehr oder weniger paßte. So versetzte sie die Tanzmelodie aus G in Glucks Iphigenie auf Tauris in den höchsten Aufruhr, ihr Gang, bald schnell, bald langsamer, ihre Bewegungen, bald lebhaft, bald sanft, drückten den Charakter der verschiedenen Passagen aus. Mit einemmahl verschwand diese Aufregung, und der Ausdruck ihrer Em-

pfindungen ward ein ganz anderer, als die Arie: o m'a tendre musette, auf dem Fagott allein, ohne Begleitung begann. Der schwermüthige Ton dieses Instrumentes schien sie eigentlich in Entzücken zu versetzen, sie gingen ein paar Schritte, hielten dann stille und horchten; dann stellten sie sich unter das Orchester und schüttelten sachte die Rüssel, als wollten sie das köstliche, klingende Fluidum einathmen. Indes war der Eindruck bey beyden dem Grade nach auch sehr verschieden; auf Hans schien die Melodie ungleich schwächer zu wirken als auf Parkin, diese aber gab Zeichen von leidenschaftlichsten Entzücken. Umsonst äußerte sie ihre Gefühle gegen ihren Gefährten in den zärtlichsten Liebsungen; Hans blieb unempfindlich, er verstand diese Sprache noch nicht.

Plötzlich wechselte diese stumme Scene; alles wurde Leben und Aufruhr, als die raschen, muntern Töne des Liedes: Ah! ça ira aus D vom vollen Orchester erschallten, aber sonderbar, dasselbe Lied aus F gespielt, ließ die Elephanten völlig gleichgültig. Man stimmte den frühern Ton wieder an, und sogleich wurden die Thiere noch lebendiger als zuvor. Besonders das Weibchen war außer sich; es trakte, hüpfte im Tact, stieß Töne aus, die wie eine Trompete schmetterten, und nicht selten mit der allgemeinen Harmonie zusammenklangen.

Bisher hatte die Musik auf das Männchen bey weitem keinen so starken Einfluß geäußert, aber nun war der Augenblick da, wo auch Hans die magische Kraft der Harmonie empfinden sollte. Dieses Wunder wirkte die Musette aus Nina, bloß auf der Clarinette gespielt. Die Musiker hatten sich herabgegeben und sich vor die Elephanten gestellt. Kaum schlug der Ton des Instrumentes an Hansens Ohr, so sah er sich um, woher er komme. Er blieb vor dem Instrumente stehen und horchte, in sichtbarem Entzücken, unbeweglich, mit gespannter Aufmerksamkeit. Man spielte sehr lange fort, der Eindruck der Musik auf die Thiere wurde nach und nach geringer, die Abstumpfung ging endlich in völlige Gleichgültigkeit über, und das Concert wurde aufgehoben.

Was hier an diesen Thieren beobachtet worden ist, findet sicher seine Anwendung auf den Menschen, und zwar in desto vollerm Maße, je näher er der Natur steht, je weiter bey ihm aber das Feld wird, auf dem sich die Kraft, welche wir Ideenassociation nennen, ausbreiten kann, desto schwieriger wird es, den naiven Eindruck der Musik vom sentimentalen zu sondern.

Neues aus der Zeit.

Der Vesuv.

Nachrichten aus Neapel melden, daß seit Anfang August sich neuerdings bedeutende Lavaströme aus dem größten Schlunde des Vesuv, dessen Rachen gegen Boscotre Case zu gewendet ist, sich ergießen. In Neapel selbst erfüllte am 7. August eine ungeheure Masse von Menschen alle Straßen, um sich an dem furchtbar schönen Anblick zu

ergöhen. Der weite Krater schleuderte unter ungeheuren Geräusche Steine von bedeutender Größe mit Flammen und Rauch auf die benachbarte Umgebung, und diese heftige Explosion soll seine Öffnung bis auf 230 Fuß vergrößert haben. In den benachbarten Weingärten soll ein unberechenbarer Schaden angerichtet worden seyn. Ein leichtes Erzittern der Erde ist dem Ausbruch vorangegangen. Die Menschen blieben zum Glück unbeschädigt, und die Thiere wurden durch ihren Instinct gewarnt, und suchten ihr Heil in der Flucht.

Ein Mittel zur Ausrottung der Wölfe.

Featherstonehaugh's Journal enthält über die Wirkung des Geruches von verbrannter Asa Foetida (Teufelskoth, ein Gummiharz, bekannt wegen seines äußerst widerlichen Geruches, und von den Ärzten als ein sehr wirksames Nervenmittel geschätzt) auf Wölfe, eine sehr interessante und wichtige Erfahrung, welche die Ausrottung der Wölfe in manchen Gegenden um vieles erleichtern dürfte.

Wenn man im Walde ein Feuer anzündet, und etwas sinkende Asand hineinwirft, so daß die Atmosphäre mit Gestank erfüllt wird, so versammeln sich die Wölfe, die sich im Bereich des Geruches finden, unmittelbar im Umkreise, heulen auf die traurigste Art, und der merkwürdige Zauber, unter welchem sie sich befinden ist so stark, daß sie sich eher niederschleichen lassen, ehe sie vom Plaze weichen. Das gewisse Gerüche Thiere oft auf eine wunderbare Weise fesseln, lehrt z. B. die Kage, welche durch den Geruch einer Art der Münze, welche deßhalb auch Kagenmünze genannt wird, dermaßen ergriffen wird, daß sie alle Gegenstände, die mit diesem Kraut bestrichen wurden, beleckt, sich darüber hinwälzt, und selbe nicht eher verläßt, bis sie den Geruch völlig verloren haben. Eine Beobachtung, die sicher schon viele unserer Leser gemacht haben werden.

Eine Verfolgung durch Flußpferde.

In Beziehung auf Flußpferde (Hippopotamus) erzählt Lander in seinem Journal of an Expedition to explore the course and termination of the Niger Vol. III. p. 10: „Eine unglaubliche Anzahl von Flußpferden erhob sich in unserer Nähe, und kam plätschernd und tauchend, und brachte uns in sehr drohende Gefahr. In der Hoffnung sie wegzuschrecken, feuerten wir ein paar Schüsse gegen sie ab. Aber der Schall rief noch mehrere ihrer unförmlichen Gesährten aus dem Wasser hervor, und wir waren noch dichter belagert, als zuvor. Unsere Ruderer, welche nie in ihrem Leben solchen ungeheuren und furchtbaren Bestien ausgesetzt gewesen waren, zitterten vor Furcht und Angst, und weinten ganz laut, und ihr Schrecken wurde nicht wenig vermehrt durch die furchtbaren Donnerschläge, welche sich über ihren Häupter vernehmen ließen, und durch die dicke Finsterniß, welche vorherrschte, und nur von Zeit zu Zeit durch Blitze unterbrochen wurde, deren mächtige Helligkeit in der That schreckbar war. Unsere Leute versicherten uns, daß die furchtbaren Thiere häufig Schiffzeuge im Strome umwerfen, wo dann alle, die darin sind, umkommen. An uns kamen sie so nahe heran, daß wir sie mit den Kolben unserer Flinten hätten erreichen können. Als ich auf das erste schoß, welches ich getroffen haben mußte, ka-

men alle [an die] Oberfläche des Wassers, und verfolgten uns so schnell gegen die nördliche Bank hin, daß wir uns nur mit der größten Schwierigkeit vor ihnen retten konnten. Als ich ein zweytes Mahl geschossen hatte, folgte auf den Knall meines Gewehrs ein lautes Brüllen und Geräusch, und wir schienen uns von ihnen zu entfernen. Unter unsern Leuten waren zwey Männer aus Bornou, welche sich nicht so fürchteten wie die übrigen, weil sie schon früher einige solcher Bestien im See Chad gesehen hatten, wo es, wie sie sagten, deren keine Menge geben soll.

Palmenblätter für Leidende.

An eine Thräne.

Wohin, du Thräne, die du brennend
Aus meinem trüben Auge quillst,
Und, leht noch keine Wege kennend,
Nicht weißt, wohin du fliehen willst?

Was weilest du auf dieser Wange,
Die bleich und eingesunken ist?
O fort! die Spuren hasten lange,
Wo du einmahl gewesen bist.

Wißt du auf diesen Busen fallen?
Er hat des Schmerzes ja genug,
Der höhnißch seine bösen Krallen
Tief in das weiche Herz mir schlug.

In dieses Weilschen magst du sinken,
Auf seinem deutungsvollen Blau
Als eine klare Perle blinken,
Gleich wie ein Tröpflein Morgenthau.

Dann will ich ihr das Weilschen bringen,
Ihr, die so treu ich stets geliebt,
Die aber für mein heißes Ringen
Mir keine Gegenliebe gibt.

Versuch' es, aus dem Kelch zu schleichen
Und roll' auf ihre Brust hinab,
Ob dir's gelingt, sie zu erweichen —
Dort findest du das schönste Grab.

— u — Sch —

Miscelle.

Werth des Menschenlebens in Afrika.

Die Gebrüder Lander wurden auf ihren Reisen in Afrika schrecklich von der rohen Neugierde der Eingebornen gepeinigt, die sie fast erdrückten, so dicht drängten sie sich an sie und um sie. Als sie dieß dem Häuptlinge eines Orts klagten, sagte er zu ihnen: Nehmt eure Flinten und schießt einige todt; ihr habt meine Erlaubniß, so viel zu schlachten, als euch beliebt. Habt ihr einigen die Köpfe abgeschnitten, so werden euch die übrigen nicht mehr belästigen.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey U. Strauß's sel. Wittwe, Dorotheergasse, Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

8 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

85.

Wien, Mittwoch den 24. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags: und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Gesundheitsregeln für Handwerker.

Die Gesundheitslehre für Gewerbsleute besteht nur in der Berücksichtigung der verschiedenen Gattungen der Arbeiten, der eigenthümlichen Krankheitsursachen, und in der Prüfung der entsprechenden Mittel, welche man denselben entgegensetzen kann. Unter der arbeitenden Classe sind die Handwerker fast allein der Wirkung dieser Ursachen unterworfen. Sie seyen auch der Gegenstand dieser gegenwärtigen Untersuchung! Die fraglichen Krankheitsquellen sind: die Lage der Werkstätte, die Natur der Arbeiten, und die Natur der verwendeten Materialien.

Von dem Einflusse der Lage der Werkstätte auf die Gesundheit.

Wir behandeln hier Ursachen, welche auf eine allgemeine Art die Constitution verschlimmern, und sie ohne irgend einen Schmerz oder eine örtliche Verletzung auf solche Weise modificiren, daß das Individuum aller Thätigkeit bez. Ausübung seines Geschäftes beraubt und ohne Kraft ist, den Krankheiten zu widerstehen. Die meisten sitzenden Gewerbsleute befinden sich in diesem Falle. Um jene diätetischen Regeln anzuführen, welche geeigneter sind, diesem Uebel zu begegnen, ist es wichtig, jene Umstände zu würdigen, aus welchen sie entspringen. Personen, welche an Orten arbeiten, wo die Luft ruhig ist, nicht erneuert wird, und daher unrein ist, an Orten, wo hinreichendes Licht fehlt, und Feuchtigkeit vorhanden ist, wenn nicht zugleich ihre Muskelkraft thätig ist, stellen uns die hervortretendsten Zeichen der fraglichen Verschlimmerung dar. Sie sind bleich

faßl, aufgedunsen oder sehr mager, ohne Eßlust; gastrischen Leiden, Catarrhalkrankheiten aller Art, Rheumatismen und Scropheln unterworfen, mit einem Worte, sie ertragen schlecht die Ursachen der Krankheiten und die Krankheiten selbst, sind ohne Kraft und Thätigkeit. Fast alle Handwerker sind in diesem Falle. Die Schneider, die Schuster, die sich in engen und verschlossenen Orten aufhalten; die Buchdrucker, die Weber, die Manufacturarbeiter, welche in tiefgelegenen und feuchten Orten arbeiten, gewähren im Ganzen dieselben Symptome. Die Bäcker, welche mehr des Nachts als bey Tag thätig sind, haben diese Symptome im mindern Grade an sich, weil sie ihre Muskelkraft mehr anwenden. Diese Krankheitsursachen lassen sich großen Theils beseitigen, da es immer möglich ist, gesunde Werkstätten zu haben, oder zu bauen. Hausherren sollen so bauen, daß die zur Werkstätte bestimmten Säle über der Erde erhoben, frey von Feuchtigkeit und hinlänglich abgesondert sind, damit Licht und Luft leicht einwirken können. Man hat an den Arbeitern ein und derselben Fabrik bemerkt, daß jene, welche in niedern tiefgelegenen Sälen arbeiten, die besagten Merkmale an sich tragen, während jene, welche in der Höhe des Gebäudes wohnen, die Anzeichen einer blühenden Gesundheit darbieten. Es scheint uns in dieser Hinsicht, daß es im Interesse der Herren selbst liege, wenn ihre Arbeiter seltener krank sind, und lange leben, indem sie, in Hinsicht der Production und der Geschicklichkeit, Nutzen davon ziehen. Ubrigens bestehen die individuellen Mittel, diesen Uebeln zu begegnen, in der Bewegung in freyer Luft, und während des Tages, im Bewohnen höher gelegener Orte, in der Sorge um eine richtig verstandene Reinlichkeit sowohl in der Kleidung als im

Gebrauch von Waschungen, Bädern und Reibungen; im Genuße nahrhafter Speisen, in der Enthaltbarkeit von allem Uebermaß im Getränke, und in jeder andern Sache. Man kann auf diese Art die fraglichen Krankheitsquellen fast gänzlich vernichten. Freylich fordert das Handwerk eines Webers — jene den tiefgelegenen Orten eigene feuchte Atmosphäre, welche unserer Vorschrift nach vermieden werden sollte; diese Feuchtigkeit ist nothwendig, damit die Fäden nicht brechen und der Kleister nicht zu schnell trockne. Man muß in dieser Beziehung nur das Unvermeidliche ertragen.

Es scheint gewiß zu seyn, daß Kleister, mit Körnern von Canariensamen angemacht, ein trockneres Mittelmaß zuläßt, ohne dem Weben zu schaden. Wir müssen jene Quellen der Verschlimmerung, welche ihren Ursprung in dem Elende haben, bey Seite setzen. Wenn dieses vorhanden ist, so werden die Uebel, von welchen wir gesprochen haben, um desto schrecklicher, als jenes Ursache einer schlechten oder mangelhaften Nahrung, einer ungesunden Wohnung ist, und nur eine gewisse Kleidung erlaubt.

Einfluß aus der Natur der Arbeiten.

Menschen, die wie Lastträger u. s. w. zu großen physischen Kraftanstrengungen verpflichtet sind, unterliegen Leisten-, Sehnen- und Muskelbrüchen. Jene, welche in einer fortwährenden Haltung bleiben müssen, sind Anschwellungen der untern Glieder, Ödemen, Krampfadern und Eiterungen dieser Theile unterworfen; wie Buchdrucker. Sie haben diese Uebel um so mehr zu befürchten, als die Werkstätten feucht sind. Jene, welche mit den Füßen im Wasser stehen müssen, sind vorzüglich Krankheiten dieser Art ausgesetzt, z. B. solche, die Schiffe zerlegen. Diesen Ursachen setzt man wirksam den Gebrauch von Schnürstrümpfen oder elastischen Strümpfen, wie sie hier Reithoser und Puttscher verfertigen, entgegen, welche geeignet sind, die Glieder zusammenzupressen, und für jene, welche sie im Wasser haben, dient der Gebrauch wasserdichter Stiefeln. Individuen, welche gewöhnlich sitzen, sind Hämorrhoiden, dem Brennen am After und an den Genitalien unterworfen. Aus dieser Ursache sieht man den weißen Fluß am öftesten bey jenen Frauenzimmern, welche sich der Gluthpfanne bedienen. Die Schneider sind wegen der Art, wie sie sitzen, Anschwellungen der Füße und Schenkel ausgesetzt, und zwar auf eine Weise, welche nur dem Lendenweh eigen ist. Mittel, diesen Uebeln zum Theil abzuhelfen, sind solche Sitze, welche wenig Wärme enthalten und durchbrochen sind, der Gebrauch von Luftpolstern, Waschungen und Bädern. Bey sitzenden Personen, welche genöthigt sind, den Körper geneigt zu halten, sind die Leber und der Magen in beständigem Drucke, daher Mangel an Es-lust, und Neigung zu gastrischen Krankheiten. Bey den Handwerkern, welche wie die Schuster, ihre Werkzeuge unter großer Anstrengung mit dem untern Brustblatte stoßen, wird diese Neigung auf eine bemerkbare Weise erhöht, wozu noch eine Anlage zum Asthma (Brustdampf)

kommt. Dem ersten Uebel kann man durch die möglichst gerade Haltung und mäßige Nahrung entgehen, dem zweyten durch den Gebrauch einer sehr starken Platte, um die unmittelbare Wirkung der gemachten Anstrengungen zu verhindern. Arbeiter sehr feiner, glänzender Gegenstände, jene, welche ein sehr helles Licht brauchen, werden leicht kurzsichtig, und bekommen chronische Augenkrankheiten, den weißen und schwarzen Staar. Arbeiter bey der Hitze müssen den schnellen Uebergang aus der Wärme in die Kälte fürchten, den daraus entspringen so viele Entzündungen der Brusthöhlen = Organe, Rheumatismen u. Die Köche, die Bäcker, die Glasbläser sind in diesem Falle. Die Arbeiter in den Minen sind nach Verschiedenheit der Jahreszeiten denselben Gefahren ausgesetzt. Die Glasbläser stellen uns die Kennzeichen des höchsten Grades vom Einflusse, welchen eine sehr starke künstliche Hitze ausübt, dar: sie sind mager, schwach, sehr reizbar, verdauen schlecht, leiden gewöhnlich an Verstopfungen, an gastrischen apoplectischen Uebeln und leben nicht lange. Ihre Diät muß erweichend und auflösend seyn. Menschen, welche bey der Arbeit im Wasser oder auf dem Pflaster stehen, sind Coliken, Diarrhöen unterworfen. Eine gute Fußbekleidung ist das Gegenmittel. Die Wäscherinnen, welche oft im kalten Wasser stehen, und die Hände bald im kalten, bald im warmen Wasser haben, welche oft die Temperatur wechseln, sind deswegen Brustkrankheiten, Heiserkeit, Halsweh, Coliken, Durchfällen, Rheumatismen u. ausgesetzt. Hier lehrt die Natur der Krankheit selbst die Mittel, diese zu stiehn. Endlich unterliegen Leute, welche ihre Stimme stark anstrengen, der Heiserkeit, dem Anzeichen einer chronischen Angin, heftigen Entzündungen dieser Art, der Luftröhrenschwindsucht; jene, welche lange sprechen, fühlen überdieß heftige Kopfschmerzen. Diesem Uebel kann nur Mäßigkeit in dem Gebrauche dieses Organes begegnen. Wir dürfen hier nicht übergehen, daß starkes Getöse Verminderung der Sensibilität des Gehörs zur Folge hat; ist es anhaltend, selbst im mindern Grade, so genügt es, jede Denkfähigkeit zu vernichten, es führt einen Todeschlaf der intellectuellen Kräfte herbey, der ganz besonders merkwürdig ist.

Einflüsse aus der Natur der zu verwendenden Materialien.

Fast alle verwendeten Substanzen werden in Folge ihrer Verarbeitung die Quelle mehr oder weniger schädlicher Emanationen. Sie werden in die Lebensöconomie eingeführt, mit der Luft, welche man durch den Mund einathmet, vermischt, und mit dem Speichel verschluckt; mehrere dringen durch die Haut; einige wirken nur durch den Schmutz, welchen sie auf der Hautoberfläche erzeugen. Oft sind diese verschiedenen Arten der Einwirkung in eine einzige verschmolzen. Die metallischen Körper sind unstreitig diejenigen, deren Emanationen am fürchterlichsten sind. Arbeiter mit Mercur, wie die Metallvergolder, saugen dieses Metall auf allen Wegen ein. Bald werden sie aber auch blaß, dem

Schwindel und dem Asthma unterworfen; es zeigt sich Zittern an Händen und mit dem Halse, Speichelfluss, Mundgeschwüre, Ausfallen der Zähne, Beinraß, partielle Lähmungen zc.; dieß ist der höchste Grad der Wirkung des Mercur's, welcher noch beobachtet wurde. Um denselben nach Möglichkeit zu vernichten, ist eine sehr geräumige Werkstätte nöthig, welche allein zu dieser Arbeit dient, und wo sehr starke Luftströmungen Statt haben können. Man erhitze den Mercur in einem breiten Schornsteinmantel, der so gebaut ist, daß er gut ziehen kann, und alle Dünste hinausgeführt werden: über dieß sollen die Arbeiter Sorge tragen, in der Atmosphäre, wo solche Dünste sind, nicht zu athmen. Sie sollen oft Bäder, Reibungen gebrauchen, und Bewegungen in freyer Luft machen, bis sie schwitzen; sie sollen häufig Milch, Eyer, Brühe, Butter u. dgl. genießen. Endlich ist es räthlich, bey dem kleinsten Anfall die Arbeit zu unterbrechen. Noch müssen wir erwähnen, daß der in geschlossenen Ortern gehitzte Mercur eine Entwicklung der Dünste verursacht, die hinlänglich ist, um Asphyrie (Stickfluß) zu erzeugen.

Die Bereitung des Bleyweiß ist nicht minder schädlich als jene des Mercur's. Mahler, welche die Gewohnheit haben, den Pinsel in den Mund zu nehmen, Bleyweißarbeiter, selbst Buchdrucker, welche unkluger Weise die Lettern zu Munde führen, Schriftgießer zc., jene, welche mit Kupfer arbeiten, sind einer schmerzhaften Art Colik, unter dem Nahmen der Bleycolik bekannt, theilweisen Lähmungen, epileptischen Zufällen zc. unterworfen. Sie sind gewöhnlich bleich, ihre Haut ist erdfarbig, es finden sich Verstopfungen, vage Schmerzen im Unterleibe, convulsivische Bewegungen, Besfangenheit des Kopfes zc. ein. Sorge für Reinlichkeit, fortgesetzte und häufige Bäder, gelinde Diät in der Nahrung, Anwendung von Clystieren, regelmäßige Excretionen, mäßige Bewegung können bis auf einen gewissen Punct das Eindringen dieser Uebel verhindern.

Handwerker, welche in der Mitte animalischer Emanationen zu leben verpflichtet sind, kommen in Betreff der Gefahr der Krankheiten, welche sie verursachen, in der dritten Reihe; die Lohgärber, die Lederer, die Käsehändler, die Ohl- und Seifensieder, welche sich mitten in den Dünsten befinden, die sich aus dem gekochten Stoffe entwickeln zc., sind gastrischen Leiden unterworfen, und haben vorzüglich Krankheiten der Speiseröhre zu befürchten, auch geht das Athmen schlecht von Statten. Die Röche, welche sich immer in den Dünsten befinden, die aus den Speisen, aus den mit Kohlen geheizten Ofen aufsteigen, sind denselben Krankheiten unterworfen, noch mehr, sie haben Congestionen nach dem Kopfe zu befürchten. Die Gesundheitsregeln sind in dieser Beziehung derselben Natur, wie die vorhergehenden, nur hat ihre Beobachtung mehr Erfolg.

Arbeiter, welche ihre Beschäftigung mitten im mineralischen, oder animalischen, oder vegetabilischen Staube verrichten, sind besonders Krankheiten des Respirationapparates, dem Rheuma, und Hautleiden,

als einer Folge des gewöhnlichen Schmutzes, unterworfen. Der Gebrauch eines vor den Mund genommenen Linnentuches kann zum Theil das Einathmen des Staubes verhindern. Häufige Bäder und Waschungen sind alsdann heilsam. Dergleichen Arbeiter sind über dieß häufigen Entzündungen der Augen und Augenlider ausgesetzt, welchen sie jedoch mit Nutzen kalte Waschungen entgegen setzen sollen. Unter diesen Handwerkern tragen die Stärkemacher, welche sich mitten unter Staub, unter den sauren, beißenden und flüchtigen Dünsten des Sauerteiges befinden, über die Krankheiten, die jenen eigenthümlich sind, welche in der Mitte animalischer Ausdünstungen sich finden, verweilen, noch häufige Leiden der Speiseröhre an sich: diese müssen zu der oben gezeigten Diät, jedoch im höheren Grade, ihre Zuflucht nehmen. Jene, welche im Mehlstaub leben, sind dem Ungeziefer unterworfen: Reinlichkeit ist für diese das einzige Mittel, sich davon zu befreien. Über dieß sind sie fast alle mit chronischen Lungenkatarrhen behaftet.

— ab —

Neues aus der Zeit.

Bergoldete Auster.

Um den Austern ein Ansehen zu geben, als wenn sie mit glänzendem Goldstaub überzogen wären, bedient man sich in Paris einer Auflösung von Braunstein-*Hydrochlorat* in einer gleichen Quantität Wasser, worin man dieselben einige Tage liegen läßt. Sogestaltig vergoldete Auster werden gegenwärtig auf allen Straßen von Paris in Menge verkauft. Durch diese Behandlung sollen die Auster am Geschmacke nichts verlieren, und der Gesundheit eben so wenig nachtheilig werden. Doch wollen wir in letzter Beziehung die Wahrheit der Sache um so mehr in Zweifel ziehen, als es ausgemacht ist, daß das erwähnte Braunsteinpräparat für die Verdauungswerkzeuge nichts weniger als gleichgültig ist.

— ab —

Sähe Freude, gäher Tod.

Kürzlich gewann die Frau eines armen Schuhmachers in Paris 35,000 Francs; sie war hierüber vor Freude außer sich, eilte alsogleich in das Bureau, und ehe sie noch ein Wort hervorbringen vermochte, stürzte sie todt zur Erde nieder. Übermäßige Freude wirkt oft gleich dem Schreck, lähmt die Nerven durch Überreiz, macht das Blut gerinnen, oder treibt die erhitzte Blutwelle so heftig nach Herz und Kopf, daß Gefäße zerplatzen, und schnell der Lebensfaden reißt.

— ab —

Ein Sonderling.

Die Engländer zeichnen sich vor allen übrigen Nationen durch ihren eckigen und bizarren Charakter und durch ihre Vorliebe zu Sonderbarkeiten aus. Man findet unter

ihnen die geschiedtesten, aber auch die tollsten Köpfe. So schließt gegenwärtig Paris einen jungen Engländer in seinen Mauern ein, der während des letzten halben Jahres keine andere Nahrung als Obst und Milch zu sich genommen, der in dieser Zeit nie in ein Bett gekommen, sondern immer in einem Großvaterstuhle geschlafen, und sich bloß in eine einfache Leinwand gekleidet hat. — Eine Lebensweise, die wir vorzüglich den Candidaten der edlen Gicht als wahre Diacausur nicht genug anempfehlen können. — ab —

Eine Niederkunft mit Sechslingen.

Die Frau eines Vessarabiers aus dem Dorfe Dropit, mit Namen Demian Pleson, wurde den 30. December v. J. zur gehörigen Zeit glücklich von sechs lebendigen Töchtern entbunden. Die Kinder waren sehr klein und niedlich, aber vollständig ausgebildet mit Ausnahme des Mädchens, das zuletzt geboren wurde, und bedeutend kleiner, als die übrigen war. Die Kinder waren insgesamt schwächlich und starben noch denselben Abend gleich nach der Taufe. Die Mutter war von sehr zarter Körperbeschaffenheit, erst 20 Jahre alt, und hatte in ihrem Wochenbette eine sehr gefährliche Krankheit zu überstehen, von der sie nur mit Mühe genas. — ab —

Kaum zu glauben.

Das „Journal hebdom.“ October 1831 erzählt, daß es dem Barthelemy gelang, eine fünf Stunden lang von dem Körper völlig getrennte, abgehauene Nasenspitze wieder anzuhellen. Er tauchte die vorher in ein Schnupftuch gewickelte Nasenspitze in erwärmten Weingeist, setzte sie hierauf an die frühere Stelle, befestigte sie kunstgemäß, und fand sie zehn Tage nachher vollkommen fest angewachsen. — Es dürften wohl viele der Leser sich versucht fühlen, an der Wahrheit der erwähnten Thatsache zu zweifeln, da es bekannt ist, daß organische Theile, die gänzlich vom Körper getrennt waren, selbst nach den ersten Momenten der Trennung noch lebenswarm an die „frühere Stelle“ gebracht, sich nur schwer wieder vollkommen vereinigen lassen, was von getrennten und bereits erkalteten Organtheilen kaum denkbar ist. Ref. hatte sich als Knabe durch Unvorsichtigkeit mittelst einer scharfen Hacke das erste Glied des Zeigefingers der linken Hand völlig abgehauen, hatte aber die Besonnenheit, den getrennten Fingerteil, der noch lebenswarm war, augenblicklich zu fassen und an die alte Stelle fest anzuhalten. Es wurde hierauf ein Verband mittelst Heftpflasterstreifen geschickt angelegt, und erst nach Verlauf von acht Tagen untersucht, ob die Heilung gelang. Ringsum war von der Fingerspitze der Nagel sammt der Haut ge-

trennt, und ließ sich wie eine Kappe entfernen, unter dem sich das abgehauene Glied im verjüngten Maßstabe vollkommen befestigt fand. Das Gefühl, welches in der Fingerspitze durch mehrere Jahre gänzlich fehlte, stellte sich allenthalben vollkommen wieder ein. — ab —

Methode künstliche Stahlwasser zu erzeugen.

Wenn man mehrere Silbermünzen mit gleich großen Eisenblechscheiben abwechselnd über einander legt, und in ein Gefäß in Wasser stellt, so nimmt letzteres bald einen Stahlgeschmack und einen gelblichen Schein an, und nach 24 Stunden erscheinen Flocken von Eisenoxyd. Auf diese Weise kann man also ein Surrogat für eine natürliche Eisenquelle erhalten. Zwar würden reine Kupferscheiben mit Eisen abwechselnd, oder ein Kupferdraht um Eisen gewickelt denselben Effect haben; da aber Kupfer sich mitoxydiren würde, so wäre das Wasser nebst dem Eisen auch kupferhaltig; es ist daher reines Silber zur Erzeugung künstlicher Stahlwasser dem Kupfer bey weitem vorzuziehen. — ab —

Seltene Zerbrechlichkeit der Knochen.

Doctor Armann in Werthheim erzählt von Geschwistern, welche bey den übrigen Zeichen einer vollkommenen Gesundheit, bis zur vollendeten Entwicklung des Körpers mit einer seltenen Knochenzerbrechlichkeit behaftet waren. Einer der Brüder erlitt einen, der andere vier, der dritte neun Knochenbrüche, beynähe sämmtlich waren sie durch einen Fall am ebenen Boden entstanden. Eilmahl ereignete sich der Bruch auf der rechten Seite, und nur drey Mahl auf der linken. Die Heilung erfolgte stets in 4 — 5 Wochen vollkommen. — Diese Zerbrechlichkeit der Knochen findet sich sonst gewöhnlich nur im vorgedrängten Alter, oder bey langwierigen dyscrasischen Leiden, wo den verdorbenen Säften jene Principien mangeln, aus welchem der Bindetheit der Knochen herausgebildet wird, dem sie ihre Elasticität zu verdanken haben. Wohl findet man im kindlichen Alter den entgegengesetzten Uebelstand der Knochen, zu große Biegsamkeit und Weichheit aus Mangel der gehörigen Quantität der Kalkerde, wovon die Sprödigkeit der Knochen abhängt, daher im zarten Alter das so häufige Vorkommen der Rhabitis (englischen Krankheit), in der sich die Knochen so erweichen, daß sie die bloße Last des Körpers ganz zusammenkrümmt, und den Menschen auf die traurigste Weise verkrüppelt. — ab —

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben, Nr. 1095.

Bedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits = Zeitung ;

8 u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

86.

Wien, Samstag den 27. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlagsbuchhandlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drei Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwei Mal portofrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Zender'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Das höchste Ziel der Erziehung.

So lange die moralische Bildung die Gestalt behält, welche sie leider so häufig noch hat, so lange man aus ihr bloß Nebensache macht, Wohlstand und Eitelkeit für Sittlichkeit hält, die Kinder zu moralischen Schauspiellern abrichtet, statt sie zu Menschen zu bilden: so lange wird auch die so viel gepriesene Aufklärung unseres Jahrhunderts für Sittlichkeit und wahres Menschenglück keine besonderen Früchte bringen. Roh und verwildert wachsen noch meistens ärmere Kinder auf, und wenn es hoch kommt, so werden ihrem Gedächtnisse einige wenige Sprüche beygebracht; reichere und vornehmer Kinder werden gewöhnlich mit einem Schwallen von Lehrgegenständen erdrückt, statt gebildet zu werden; ihre schönste Zeit, und ihre besten Kräfte werden ihnen durch die Erlernung überflüssiger Künste, die ihnen in ihrem ganzen Leben zu nichts dienen, als ungefähr einmal damit Staat zu machen, gestohlen; nützlichere Wissenschaften werden ihnen in das Gedächtniß, aber nicht in die Seele gebracht, sie werden nicht ihr erkanntes Eigenthum. Sittlicher Unterricht muß in einem todten Buche gelernt werden; sie müssen ihn hersagen, aber nicht üben lernen. Die Methode, deren man sich dabey bedient, ist dem Kinde meistens so gehässig, daß ihm nichts abgeschmackter ist, als seine moralische Stunde, und daß es mit dieser Stunde auch die Moral selbst hassen lernt. Das Allergefährlichste liegt aber bei diesem Unterrichte darin, daß man oft die Moral auf Grundlagen stüzet, welche der erwachenden Vernunft nicht haltbar genug scheinen. Regt sich aber einmahl Verdacht gegen die Grundlage, so wird dem ganzen Gebäude nimmer getrauet, das Kind wird mit dem Bade ausge-

gossen; alles moralische Gesetz wird abgeschüttelt; des Menschen Handeln hat von nun an keine Stütze mehr; er wird von Gefühl und Gelegenheit beherrscht, thut nur das, was für den gegenwärtigen Augenblick den Sinnen und der Phantasie schmeichelt; Sittlichkeit ist ihm eine Maske, die er vornimmt, wenn es sein Vortheil fordert, und so wird oft die sogenannte gebildete Welt, was sie ist — eine Schaubühne, auf welcher jeder seine Rolle einstudiert hat, voll blendender Decoration von Papier und Flittergold, hinter denen aber die finstersten Löcher versteckt sind, eine Welt, in welcher list die Stelle der Weisheit, und Convenienz die Stelle der Tugend vertritt.

Wenn wahres Glück der Hauptzweck der Bildung des jungen Menschen seyn soll, wenn sie nur durch Moralität erlangt werden kann, so muß auch diese das letzte und höchste Ziel seyn, nach welchem alle Erziehung hinstreben soll. Alle Aufklärung des Geistes muß als Mittel dazu behandelt werden, um nur dahin zu zielen, den Verstand mit dem Guten in und außer uns bekannt zu machen, und den Willen zur Ausübung und Aneignung desselben anzureizen. Erkennen muß aber der Geist, ehe er wollen soll, Aufklärung des Geistes muß daher jeder Willensübung vorangehen; so verlangt es die Natur, und nichts ist widernatürlicher, als Kindern todte, moralische Regeln ins Gedächtniß zu pflanzen, ohne sie mit ihren Gründen und wohlthätigen Folgen, ihrem Fassungsvermögen gemäß, bekannt zu machen. Das Gelernte verschwindet aus dem Gedächtnisse, ehe noch das Kind zwischen Regel und Handlung Verbindung abnet. Gelingt es euch aber, seinen Geist zur Selbstanschauung des Guten zu erwecken, so wird er es mit lebendiger Über-

zeugung auffassen, zu seinem ewigen Eigenthume machen, und in sein innerstes Wesen verweben. Um das Handeln braucht ihr euch nun nicht mehr zu bekümmern, ihr könnt das ruhig der überzeugten Vernunft überlassen, in deren Natur es liegt, das erkannte Gute wenn es wirklich ist, sich zuzueignen, und, wenn es bloß möglich ist, hervorzubringen. Ihr habt dann Kinder gebildet, die nicht bloß unter euern Augen, sondern auch, sich selbst überlassen, und für ihr ganzes Leben gut handeln werden. Hiervon sind wir nun aber weit entfernt, und werden es so lange bleiben, als Geistesbildung nicht allgemein werden, und die allgemeine Geistesbildung eine moralische Tendenz bekommen wird. Bis dahin müssen wir aber Altern, die ihre Kinder mit dem Glücke einer moralischen Bildung auszustatten wünschen, ein einfacheres Mittel dazu an die Hand geben, ein Mittel, das jedem zu Gebote steht, überall bekannt ist, und bey dessen Anwendung derjenige, der es anwendet, zugleich selbst das Gute empfängt, das er mittheilt: ich meine — das gute Beyspiel. Seyd selbst gute Menschen und haltet euch an gute Menschen, und eure Kinder werden ohne alle künstliche Erziehung gut werden. Die Natur kommt diesem einfachen Mittel mit dem mächtigen Nachahmungstrieb entgegen; sie werden so handeln, weil sie es so sahen; durch das Handeln selbst werden sie das Gute guter Handlungen erfahren und erkennen, und was Anfangs mechanische Nachahmung war, wird zulezt ein freyes, Wirken nach eigener Überzeugung.

H***

Ein Sturm in Nordamerika.

Der berühmte amerikanische Naturforscher J. J. Audubon erzählt auf folgende Weise von einem Orcan, wovon er an den Ufern des Ohio Zeuge gewesen: „Ich hatte,“ sagt er, „das Dorf Shawanoy verlassen und kehrte nach Henderson zurück, als ich eine sonderbare Veränderung im Aussehen des Himmels entdeckte; ein nebliger Schleier hatte sich über Alles, was mich umgab, verbreitet, und ließ allen Gegenständen eine blasse und matte Farbe; die Sonne war bläulich und ihr zweifelhaftes Licht hatte etwas Trauerweckendes. Die Luft war übrigens still und der Himmel ohne Wolken. Fürchtend, daß ich von einem meteorologischen Phänomen möchte überrascht werden, hielt ich bey einem Wache an; ich stieg vom Pferde, und schon bückte ich mich, um meine Lippen in dem vorüberfließenden Wasser zu erfrischen, als ich bey der Annäherung meines Ohres an den Spiegel des Flusses, ein dumpfes, unermessliches, aber noch entferntes Geräusch vernahm. Ich trank inzwischen und stand schon wieder aufrecht, als ich im Südwesten am Himmel einen ovalen gelblichen Fleck gewahrte, der mir sehr auffiel. Ich beobachtete ihn neugierig durch einige Minuten; aber meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich abgelenkt durch das Pfeifen, welches ein ziemlich heftiger Wind verursachte, der die

höchsten Bäume des vor mir liegenden Waldes zu bewegen aufing.

Dieser Zugwind dauerte fort und riß bald, unaufhörlich an Energie zunehmend, die kleinen Zweige und jungen Äste mit sich fort, die in die Luft flogen. In weniger als zwey Minuten schien mir der ganze Wald in einer furchtbaren Bewegung. Überall sah man die Bäume sich an einanderstoßen und reiben, und von allen Seiten hörte man ein schreckliches Krachen. Einige Zeit widerstanden die schönsten Bäume, ihre Gipfel unter der Gewalt des Sturmes beugend, welcher fortfuhr, ihre Stämme von Blättern, Zweigen und Ästen zu entkleiden. Zunächst wurden die jungen Zweige in die Lüfte geführt, hernach wichen die stärkeren Äste mit Gepressel; die Stämme selbst, an ihrem obern Theile gebrochen, fielen mit Geräusch unter der verdoppelten Gewalt des Sturmes; endlich wurden selbst die riesenmäßigen unter den alten Kindern des Waldes aus ihren Wurzeln gerissen und bedeckten den Boden. Alles das ging mit solcher Schnelligkeit vor sich, daß ich kaum die Zeit gehabt hatte, auf meine eigene Sicherheit zu denken, und einen Zufluchtsort gegen den Orcan zu suchen.

Niemahls werde ich dieses prächtige und imponirende Schauspiel vergessen. Den ganzen Wald, wie von Convulsionen erschüttert und den Sturm mit einem Geräusch, dem des Falles des Niagara ähnlich, eine Menge Sand, Blätter und Zweige vor sich hertreibend, daß der Tag völlig verdunkelt wurde. Die größten Bäume waren verstümmelt, andere zerbrochen und der größte Theil nach einem Augenblicke des Widerstandes entwurzelt worden. Als die Wolke von Blättern, Sand und Zweigen vorüber war, both sich meinen Blicken ein neues Schauspiel dar. Auf einem Raume, ungefähr eine Meile breit, der den Weg des Orcans bezeichnete, war der Boden mit einem hochgehäuftem Gemisch von Felsenstücken, Kieseln, Sand und ungerissenen Bäumen, die in verschiedener Tiefe und in tausendfältigen Stellungen halb versunken oder begraben waren, bedeckt. Man hätte sich einbilden können, daß man plötzlich an die Ufer des ungeheuern Mississippi versetzt sey, und daß dieser Fluß, sein Bett verlassend, seine Ufer und das unzählige Treibholz, das auf seiner Oberfläche schwimmt, trocken zurückgelassen und sie mit dem Lehm und Sand bedeckt hätte, die die Reinheit seines Wassers trüben.“

Der berühmte englische Arzt Baillie

hatte zu gleicher Zeit mit einem andern jungen Arzte, der das Handwerk gut verstand, seine practische Laufbahn begonnen. Baillie war in der ersten Zeit seiner begonnenen practischen Laufbahn als practischer Arzt sehr wenig beschäftigt; dagegen jener in seinem Viertel der Stadt London gar dienstfertig sich als moderner Asklepiad zu rühren verstand.

Baillie, der recht gut wußte, daß das Senkbley in

die geistige Hülle seines Herrn Kollegen gar nicht tief ging, fragte denselben eines Tages, als er ihn an einem Markttage am Fenster seiner Wohnung, die wohlweislich auf dem Marktplatz war, liegen sah, und er eben vorüberging, ganz laconisch: „Sagen Sie mir doch, Freundchen, wir kennen uns ja; wie kommt's, daß Sie eine so enorme Praxis in so kurzer Zeit haben, und ich so zu sagen nichts zu thun habe?“

„Sehen Sie doch die bunte Menge auf dem Markte an; machen die Gescheidten den größten Theil aus, oder die Ungescheidten?“ war die Antwort.

„Hm!“ erwiderte Baillie: „Die Ungescheidten, dächte ich.“

„Nun! die ersteren haben Sie, die andern ich.“

„Danke! Ehlich währt am längsten, die Antwort werde ich zu verwenden wissen“, erwiderte der junge Gelehrte dem zum Arzte abgerichteten Charlatan.

Baillie hatte sich bald einer großen Praxis (und großen Rufes zu erfreuen, auch wurde er königlicher Leibarzt. An ihm ging die alte Redensart: *Dat Galenus opes*, in Erfüllung. Seine Praxis gewährte ihm jährlich ein Einkommen von 96,000 Thalern. Er machte ein großes Haus, wie es einem vom Glücke begünstigten großen Manne zusteht; es war der Versammlungsort gelehrter und großer Männer aller Art. Es spricht für den wahren Gehalt des innern Menschen, wenn er von seinen Glücksgütern den rechten Gebrauch macht, und beweist, daß er derselben werth ist. Wir sagen Glück; denn solche glückliche Lebensumstände erheischen, bey allen übrigen Verdiensten um Wissenschaften und Menschheit, eine wohlgefällige Constellation von Umständen.

Und der freysinnige Denker; gleich viel, sey er mehr oder weniger von der wankelmüthigen Göttinn begünstigt, versteht den echt philosophischen Humor in den laconischen Lehrensätzen des Predigers Salomo: „Da sah ich, daß die Weisheit die Thorheit übertraf, wie das Licht die Finsterniß; daß dem Weisen seine Augen im Haupte stehen, aber die Gecken im Finstern gehen und merkte doch, daß es einem geht, wie dem andern.“

Baillie verdiente sein Glück, und war der Stelle eines königlichen Leibarztes würdig. An ihm bewährte sich, was Jean Paul so wahr und treffend sagt: „Die Medicin ist eine Wissenschaft, worin mehr als in einer andern der Genius und der Gelehrte ein untheilbares Gemeinwesen bilden müssen.“

Der russische Handwerker.

Ein Russe mit seiner Art ist zu allem geschickt, alle Werkzeuge kann er bey derselben entbehren, sie dienen ihm zum Hammer, zur Säge, zum Hebeisen, zum Hobel, ja im Nothfalle zum Meißel, kurz zu allem. Man kann ihn brauchen zu was man will, seine Art ist es, womit er seinen Lebensunterhalt verdient. Kommt Jemand aus einem Lande, wo die Handwerker das ganze vervollkommnete Ge-

rüste, die entwickelten Bedürfnisse bey sich schleppen, so gewährt es ein einziges Schauspiel, wenn man die wunderbare Einfachheit der Mittel und die Schnelligkeit der Arbeit eines russischen Handwerkers bemerkt. Ein Bret oder einen Balken säget dieser nicht von einander, sondern durchhaut sie augenblicklich mit seiner Art; hat er einen Nagel einzuschlagen, so dreht er die Art um und braucht dieselbe statt des Hammers. Mit ihr behaut er Pföcke und treibt sie in die für sie bestimmten Öffnungen. Mit ihr verbindet er Bretter und hauet Falze; mit ihr kann er Verzierungen ausmeißeln, und getriebene Arbeiten machen. Diese Art ist so scharf, wie ein Rasiermesser, und seine Hand bedient sich derselben mit mathematischer Genauigkeit.

Der Russe braucht, bey seiner Art im Gürtel, keinen großen Vorrath von Werkzeugen, Futteralen, Säcken, Kisten und Kästen, und man weiß nicht, ob er Meister, Geselle oder Lehrling ist. Nichts verräth das Geschäft des Bauers, der ein Handwerker geworden ist. Als Maurer, Bildhauer, Zimmermann, Steinmetz, als Handwerker oder Künstler trägt er immer denselben Anzug, mag er einen baufälligen Pferdestall ausbessern oder die Blätter an einem corinthischen Capitale eingraben. Der ganze Anzug dieses fleißigen Menschen besteht in einem groben Hemde, und in einem Paar weiten Beinkleidern von Leinwand. Der Künstler, der für einen Pallast eine Bildsäule verfertigt, geht barfuß, sein Lager ist der Staub und die zerbrochenen Stücke seiner Werkstätte, welche sich unter freyem Himmel befindet. Dieser Naturmensch weiß nichts vom Überflüssigen.

Neues aus der Zeit.

Ein Überfall von geflügelten Ameisen.

In Pest wurden am 31. July die Hasenarbeiter, gerade als sie im großen Magazine frühstückten, von einer ungeheueren Anzahl geflügelter Ameisen überfallen, so daß sie den Platz räumen mußten, der augenblicklich von diesen Insecten überdeckt war. Der Hof des Magazins ist noch jetzt von Millionen Höhlen durchlöchert, welche sie sich gegraben haben. Alle öffentlichen Plätze der Stadt, so wie die Straße bis nach Coatodon, die $\frac{1}{4}$ Stunden lang ist, waren von ihnen übersät. Die großen sahen schwarz, und die kleinen röthlich aus.

Aphorismen.

Die Menschheit, wie sie jetzt ist, kommt mir wie ein Bruch in der herrlichen Rechnung des Weltalls vor, die Menschen sind die Zähler, wo sind aber die Nenner? In einer andern Hämispähre, oder in einer der Millionen Sonnen, welche unsere Halbkugel umgeben? wer sagt es.

Das größte Verdienst des Menschen bleibt doch stets,

Mensch zu seyn. So rangsüchtig unser Zeitalter auch ist, so sehr man sich bemühet, ererbte Verdienste geltend zu machen; Andere wieder, was allerdings achtungswerth ist, sich welche zu erwerben; die Bequemern, sich mit Scheinverdiensten zu prahlen, oder mit erborgten zu schmücken: nach diesem trachten die Wenigsten, weil kein Orden, kein Zeitungsblatt, keine Lobhudeley sein Erwerben belohnt, verkündet, preiset. Ihr Thoren, ist euch denn der große Sonnenorden zu wenig, den an der Stelle des Herzens zu tragen euch vom Großmeister aller Sonnen dann gestattet wird?

Thelina ist eine Pflanze, welche weder in Gewächshäusern gedeihet, wo sie durch die künstliche Hitze zur *Campidely* ausartet, noch eben so wenig der äußeren Luft, wegen des oft schnellen Wechsels der Temperatur ausgesetzt werden kann, da sie nicht den leisesten rauhen Luftzug erträgt. Sie kann nur in gleicher Wärme, in der Blütwärme fortkommen, und muß daher im Herzen gepflanzt werden.

C. F. Müller.

Palmenblätter für Leidende.

Hoffnung und Erinnerung.

D schürfe nicht mit allzudürftigen Zügen
Das süße Gift, das Hoffnung sprudeln deut;
Laß in den Traum verheiß'ner Seligkeit
Dich nicht zu tief von ihren Tönen wiegen,

Die magisch lockend, gleich Sirenen, trügen!
Es weckt, es weckt die rauhe Wirklichkeit
Aus höh'rem Taumel zu erhöhtem Leid;
Entsetzen droht, wenn Himmelsträume süßen.

Der Weise hofft nur mäßig und bescheiden,
Schweigt in Erinnerung an vergang'ne Freuden,
Bedenkt in Wehmuth den vergang'nen Schmerz.

Erinn'ung hilft die Erde ihm verklären:
Im Aufblick nur zu jenen höh'ren Sphären
Begeistert Hoffnung sterbend noch sein Herz.

Miscellen.

Der Selbstmord der Engländer.

Der Selbstmord, sagt ein Schriftsteller über England, gehört zur Bravour des Engländer. Wenn er sich ertödtet, so ist er langsam aufgeräumtesten, und es ist eine Demonstration seiner Freyheit. Er entleibt sich aus Wollust; denn wer ist froher als er, daß er sich entleiben kann, weil er nicht darf. Diese Nation will in allem

etwas Eigenes, Besonderes haben, und das Großthun gehört zu ihrem Charakter, beides nun ist in der ihr eigenen Bravour des Selbstmordes beflammen. Das aber, was man bey derselben Melancholie nennt, ist wohl mehr Phlegma, und nach dem Begriffe, den ich von ihr habe, ist sie die trügste. Warum überlegte Schadowell den Selbstmord? — Bedenket nur: aus Faulheit. „Es fehlt uns,“ sagt er, „nicht an Erfindungskraft, daß wir fremde Stücke borgen. Es ist nur unsere Trägheit. Und eben aus Faulheit, habe ich den französischen Selbstmord überseht.“

Besondere Art, ein Kind einzuschläfern.

Ich sah (erzählte ein Reisender) bey den Bauern in Indien am Himalaya einen besondern Gebrauch, die Kinder mit Hilfe von Wasser einzuschläfern. Ich wollte die Sache durchaus nicht glauben, bis ich mich endlich mit meinen eigenen Augen davon überzeuge. — Das Kind, das ungefähr ein Jahr alt seyn mochte, ward von der Mutter, die Getreide zerstieß, auf ein charpoy an einen abhängigen grünen Platz gelegt, über welchen ein kleiner Fluß vorbeystrome. Ein Stückchen Baumrinde leitete etwas Wasser ab, das aus einer Höhe von ungefähr einem halben Fuß auf den Kopf des Kindes tröpfelte. Es kam bald in festen Schlaf, wie ich selbst sah. Die Eingebornen glauben, durch dieß Verfahren werde der Körper ungemein gestärkt. Die Hirnschale mag es stärken, wie es aber mit dem Gehirn ist, weiß ich nicht; denn die dortigen Menschen sind im Allgemeinen die größten Dummköpfe.

Menschenopfer.

Man liest in den East Indica Magazine, daß ein englischer Rechtsgelehrter aus Ostindien in London angekommen sey, um im Auftrage einiger bengalischen Braminen den Lord Bentinck, Gouverneur von Ostindien, bey der obersten Staatsbehörde zu verklagen weil er die Menschenopfer abgeschafft habe. Dieser teuflische Gebrauch verdankt sein Entstehen der übermäßigen Eifersucht der ersten Hindutürken, welche, um ihre zahlreichen Frauen zu verbinden, andere Verbindungen nach ihrem Tode einzugehen, ihr Ansehen benutzten, und mit Hilfe der Priester, als von Gott gebotten, verordneten, die Frauen aller Hindus, zu welcher Klasse sie gehören möchten, welche die himmlische Seligkeit erlangen wollten, mußten sich bey dem Tode ihrer Männer opfern. Seit 1756, der Festsetzung der Engländer in Ostindien, sind mehr als 70,000 Frauen auf diese Weise geopfert worden. — Ein Bramine hat das Vorrecht, so viel Frauen zu heirathen, als ihm gefällig ist.

Rauntu, ein Bramine, der zu Bagnapore starb, hatte über 100 Frauen, 22 wurden bey seinem Tode auf dem Scheiterhaufen verbrannt; das Feuer währte 3 Tage. Der Bramine hatte vier Schwestern geheirathet, 2 davon wurden geopfert. Kurz vorher, ehe der Befehl des Lord Bentinck erschien, wodurch dieser schreckliche Gebrauch aufgehoben wurde, ließ ein Rajah nach seinem Tode 24 Frauen mit seinem Leichname verbrennen. Der englische Advocat, welcher die Wiedereinführung dieser Moordscenen in London betreiben soll, weiß, daß der Befehl, dieselben einzustellen, von Millionen Hindus mit begeisterten Freuden aufgenommen wurde, daß eine Deputation von Braminen dem Generalgouverneur ihren Dank dafür abstattete, und die ganze Armee der Scapots ihre Freuden laut aussprach.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,
Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey N. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.

Oesterreichische Gesundheits-Zeitung;

j u r

Warnung für Nichtkranke und zum Troste für Leidende.

87.

Wien, Mittwoch den 31. October

1832.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwey Nummern — Mittwochs und Samstags; und man pränumerirt für Wien in der Strauß'schen Verlags-Handlung (Dorotheergasse Nr. 1108) ganzjährig mit sechs Gulden, halbjährig mit drey Gulden C. M. auf dieselbe. In den Provinzen nehmen alle k. k. Postämter Bestellungen an, und liefern die Blätter um den Preis von acht Gulden C. M. ganzjährig, und um vier Gulden C. M. halbjährig wöchentlich zwey Mal postfrey. Im Auslande kann das Blatt um denselben letztgenannten Preis durch die k. k. Postämter bis zur österreichischen Gränze bezogen werden; oder durch die Tendler'sche Buchhandlung in Monatsheften mit Umschlägen versehen.

Ein Beytrag zur Seelenkunde.

„Ihr faselt wahrhaftig!“ sprach der Criminalrichter zu M^r N^r; „Ich muß Euch zu bedenken geben, daß Ihr hier vor dem hochfürstlichen Halsgerichte steht, bey welchem Ihr vergebenes Spiel treibt, wenn Ihr ergrauten Geschäftsmännern, die mit mehr als Einem Spießbuben zu thun hatten, ungläubliche und fabelhafte Märchen von geheimen Zauberkräften vorschwaßt, welche wir im neunzehnten Jahrhundert, da man keine Hexen mehr verbrennt, durchaus als unstatthaft und des Orts unwürdig verwerfen müssen. Deshalb bedeute ich zum letzten Male mit guten Worten, gebt ein besseres Motiv Eurer gräßlichen That an, als jenes, von welchem Ihr eben fabelt, denn es ist unmöglich, daß Euch durchaus keine Leidenschaft, sondern bloß eine fremde, unheimliche Macht, wie Ihr es nennet, dazu getrieben hätte, einen Freund zu ermorden, mit dem Ihr so manche Jahre friedlich verkehrt hattet, der noch dazu wehrlos, schlafend vor Euch lag. O, eine solche Unthat läßt sich nicht in flüchtiger Aufwallung begehen; ihr Grund muß tief wurzeln; sie muß längst vorbereitet gewesen seyn, denn Ihr scheint mir ein verstockter, heimlicher, durch und durch angefaulter Missethäter, und ich wittere noch manches Verbrechen, welches ans Tageslicht kommen wird, wenn Ihr das wahre Motiv jenes Mordes angebt.“

„Der Allerbarmere verstoße mich auf ewig,“ rief der Mörder, „wenn ich Ihnen nicht die lautere Wahrheit angab; er tilge jede Hoffnung von Gnade, die ich noch immer hege, von Gnade, die mich läutern wird, wenn des Richters Schwert den gordischen Knoten zerhauen hat, den unbekannte, schadensfrohe Mächte flochten.“

„So entwickelt denn doch einmahl den Zustand Eurer Seele in jener Stunde, als Eure Hand das Unnatürliche verübte. Sprecht klar und besonnen.“

Der Criminalrichter winkte dem besideten Actuar, und dieser schrieb alles, was der Mörder bekannte, sinit und gewissenhaft ins Protokoll, wie folgt:

„Es ist Ihnen aus meinen früheren Verhören bekannt, Herr geheimer Rath, daß der unglückliche selige Isidor mein Jugendfreund war, daß wir beyde zusammen im grauen Kloster unsern Unterricht genossen, daß wir uns mit unverdrossenem Eifer dem Cameralfach widmeten, in Ernst und Scherz, bey jedem Anlaß des Lebens zusammenhielten, seit unsern Studienjahren stets zusammenwohnten, gemeinschaftliche Casse hielten, kurz, uns wie Brüder liebten, und alles für einander thaten, was Brüder für einander thun. Einen Umstand, der mir eben befällt, und der vielleicht geringfügig scheint, kann ich mich nicht enthalten, Ihnen mitzutheilen; daß wir nämlich, ganz gegen alle Gewohnheit im Universitätsleben, nie in Zänkerey von solcher Art verwickelt wurden, welche eine blutige Entscheidung durch Zweykampf veranlaßt hätte. Nie führten wir Hieber, Rappiere oder Pistolen, und kamen nie in den Fall, derselben zu bedürfen. Unser Universitätsleben war (ich darf es ohne Selbstlob gestehen) ein echtes; kein wüster Taumel von berapuschenden Vergnügungen und dissoluten Genüssen. Ich komme auf den Ort und die Stunde zurück, da ein gräßlicher, ungewohnter Zauber meinen Geist lähmte, und meine Hand leitete. Nachdem wir in brüderlicher Eintracht zusammen Reisen gemacht nach Süddeutschland und den österreichischen Staaten, nachdem wir uns in Schwaben der kernhaftesten, trefflichen, nachhaltigen Männer,

des hohen Gewerbseißes, der wackern Unerschrockenheit und altherkömmlichen Kühnheit in Reden und Schriften erfreut, in Bayern die Sitten der eigenthümlichen Hochländer und Seeanwohner erforscht, im Salzburgischen, und besonders in der Steyermark, an der unverdorbenen Jugendfrische eines kräftigen Menschenschlages uns gelabt, in Wien, jener unvergeßlichen lebensfrohen Kaiserstadt, kennen gelernt, wie glücklich ein Volk sey, welches einen biedern Hausvater zum Regenten habe....

„Zur Sache, zur Sache!“ sprach der Criminalrichter. —

„Vergeben Sie mir,“ erwiederte der Mörder, „daß ich von Erinnerungen hingerissen ward, die mir das Bild des Freundes hervorzauberte, mit dem ich damals heitere, selige Tage verlebte. Genug, nach jener Reise kamen wir auf dem Heimweg in diese Kreisstadt, in welcher wir uns nur über Nacht aufzuhalten gedachten. Doch der Widersacher der Menschheit wollte es anders. Ermüdet von der Tagfahrt, eilten wir im Gasthaus auf unser Zimmer, das der Wirth aufgeschlossen, und entkleideten uns, um es uns bequem zu machen, denn eine drückende Schwüle lastete auf uns, gleich als ob ein schwerer, giftiger, metallischer Schwaden in allen Puffen der Atmosphäre langsam zuckte, wie ein ansteckendes Fieber, das unsere Sinne trotz alles Widerstrebens betäubte. Die gemeinsame Schlafstube, in der wir uns befanden, stimmte durch den eigenthümlichen Eindruck, den sie hervorbrachte, vollkommen harmonisch mit dem wüsten, widersüßigen Gefühl zusammen, welches durch atmosphärische Insuenz in mir erzeugt war. Ich trug im ganzen Körper, in allen Adern ein unbekanntes Etwas, das, wie ich wohl fühlte, meinem Organismus fremdartig, ja feindselig entgegenstrebte, und denselben dessenungeachtet bezwang. Es war wie ein wollüstiger Kitzel, der fröstelnd, wie von eines kalten Schlangenleibes Berührung, vom Wirbel bis zur Zehe herniederglitt, zwischen Haut und Nervengefäßen zu schleichen schien, alle Fibern durch ein galvanisches Geheimniß zittern machte, und bey der beschwerlichen Ahnung einer nahenden Bewußtlosigkeit, in die Wurzeln aller Haare stieg, die Spitzen der Finger von innen heraus wie mit Nadelstichen durchbohrte, und vom Halswirbel abwärts zu beyden Seiten durch die Rippen sich wie ein Dilemma gegen die Brust krümmte, und sich auf der Herzgrube lagerte.“

„Ich bin neugierig, wie weit Ihr Euer psychologisch-physiologisches Märchen noch fortzuspinnen gesonnen seyd. — Also weiter!“

„Sie halten mich für einen schlaunen Lügner, Herr geheimer Rath? — Doch! sagen Sie selbst, weshalb sollte ich lügen? Meine That spricht gegen mich, ich läugne sie nicht, und sehne mich nach dem Tode. Nur weil Sie mich selbst aufgefordert haben, begann ich Ihnen meinen Gemüthszustand zu schildern. Kein Wort will ich weiter vorbringen, wenn Sie durchaus in der Meinung verharren, ich maßte bloß mit den Farben

der Phantaste. Was ich sprach, ist — bey Gott — Wahrheit.“ —

„Fahrt fort!“ —

„Wir hatten zusammen genachtmahlt und eine Bouteille Wein geleert auf glückliche Heimkehr. Von Schlaf überwältigt, begab sich Isidor zu Bette. In mir wogte noch immer jenes furchtbare, peinigende Gefühl. Ich riß das Fenster auf, damit die Nachtluft die Schwüle dämpfe, die auf meinem Scheitel lastete. Als ich mich auf das Fenster lehnte, bemerkte ich, daß ich meinen Arm auf einen alten Hammer gestemmt hatte. Ich nahm ihn und wollte ihn auf den Tisch legen; doch als ich ihn mit seiner ganzen Wucht in die Hand gefaßt hatte, war mir's plötzlich, als durchzucke mich eine ganz eigenthümliche, belebende Elasticität. Das schwere Instrument schien mir mein Eigenthum, schien mir plötzlich ein nothwendiger, integrierender Theil meines Organismus. Meine Hand krampfte unwillkürlich um den Griff zusammen, wie eines Raubthieres Kralle. Ich fühlte die Kraft von zehn Männern in dieser Faust, fühlte mich selbst als ein ganz fremdes Wesen, das nun thun müsse und folgen überall hin und allen jenen Gegenständen feindlich begegnen, von denen die eiserne Wucht magnetisch angezogen werde. Ich wußte durchaus nicht mehr, wer ich sey, wer ich war, um mich war es rings Nacht; eine ungeheure Ode und kein menschliches Wesen darinnen, sondern nur künstliche Wachspuppen, mit albernen Zügen, dem Siegel der Erbärmlichkeit, durchströmt von Blut, das man denselben zum Spott eingelassen. Und in mir sprach es: Drauf! — Wie durch einer stählernen Feder Kraft wurde mein Arm in die Höhe gedrückt, damit er, dem Beil der Guillotine gleich, nachdrücklicher fallen könne. In einem einzigen Augenblicke, der schnell verschwand, wie ein matter Lichtstreif, war mir's, als müßte ich den Hammer gegen meine Hirnschale schleudern. — Doch kaum ging nur dieß Gefühl auf, so verschwand es auch wieder, und jener Kitzel drängte und stachelte und prickelte mich aufs Neue, daß mir die Sinne vollends schwanden, und statt alles Bewußtseyns geißelte mich nur eine bleyerne Nothwendigkeit. — Wie es weiter ward, weiß ich nicht, — mein Arm sank, gelenkt von des Hammers magnetischer Wucht; — ich hatte Isidor erschlagen.“ — — —

Nützliche Erfindung.

Versuche mit einer neuen Tauchmaschine.

Die Jahrhunderte haben den Menschen zum Herrn der Meere gemacht, aber wie auf der Erde, so herrscht er auch dort nur auf der Oberfläche. Er verlangt indessen mehr; er möchte sich nach Willkühr in die Tiefe der Wasser senken können, und dieser Wunsch ist allerdings kein müßiger. Eine Maschine, mittelst deren man sich in bedeutende Tiefen

niederlassen, längere Zeit daselbst verweilen und frey die Hände gebrauchen könnte, müßte nothwendig von sehr bedeutendem Nutzen seyn, einerseits zur Förderung von Hafnarbeiten, zur Ausbringung versunkener Gegenstände, zum Austerfang, zur Korallen- und Perlenfischerey, andererseits im Kriege, um, ungesehen vom Feinde, in einen Hafen oder unter eine Flotte zu dringen, seine Fahrzeuge in Brand zu stecken oder ihre Ankertaue zu zerhauen.

Zu Erreichung dieses Zweckes sind schon verschiedene Versuche gemacht worden; doch bis jetzt ist man dadurch dem Ziele nicht viel näher gekommen. Eine neue Maschine von einem gewissen *Billeroi* aus Nantes scheint indessen mehr zu leisten, als alle bisherigen. Er nennt sie *Bateau sousmarin*; sie hat die Gestalt eines Delpphins, ist aus Eisenblech und 9 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll lang, 2 Fuß 6 Zoll tief; sie wird mittelst Gläsern von gehöriger Dicke erleuchtet und enthält so viel Luft, daß zwey Menschen über eine Stunde darin frey athmen können, ohne daß sie erneuert zu werden braucht; wird dieses nothwendig, so darf man nur das Fahrzeug an die Oberfläche des Wassers steigen lassen. Die Maschine wird innen durch ein Steuerruder, das den Schwanz des Fisches, und durch zwey Ruder, welche die Brustflossen vorstellen, in Bewegung gesetzt. Die darin befindlichen Menschen können mittelst lederner Schläuche, welche sich in Handschuhe aus demselben Stoffendigen, außerhalb des Fahrzeugs Körper im Meere oder auf dem Grunde fassen. Mittelst zweyer ledernen Blasen, welche zu beyden Seiten des Schiffs angebracht sind, mittelst eines Ballastes, der unter dem Bauch des Fisches so befestiget ist, daß er nach Belieben losgemacht werden kann, und endlich mittelst eines Verfahrens, das der Erfinder bis jetzt noch geheim hält, kann man willkürlich bewirken, daß das Fahrzeug untertauche und wieder aufsteige.

Folgendes ist der Bericht über einen Versuch, der am 12. August zu Noirmontiers, auf der Insel gleiches Namens, an der Küste des Departements Vendée, öffentlich angestellt worden ist.

Eine sehr zahlreiche Menschenmenge aller Stände bedeckte den amphitheatralisch aufsteigenden Strand, auf dessen Höhe zwey Zelte mit dreyfarbigen Fahnen aufgeschlagen waren. Um vier Uhr, zur Zeit der höchsten Fluth, begab sich *Billeroi* in seine Maschine und trieb sie hinaus in die See, begleitet von der Schaluppe in der sich der Maire befand, von der in der Bay stationirten Peniche voll Damen, von dem Wachschiff der Douane und einer Menge anderer Fahrzeuge. Das Taucherboot fuhr Anfangs eine halbe Stunde genau unter dem Wasserspiegel; sodann tauchte es 15 — 18" tief unter, und brachte Gerölle und Muscheln vom Grunde herauf. Nun fuhr *Billeroi* wieder gerade unter dem Wasserspiegel nach allen Richtungen hin und her, und als er nach fünf Viertelstunden (so lange dauerte die ganze Fahrt) sein Gehäuse öffnete, empfing ihn das Publicum mit lautem Jubel. Zum vollständigen Manöver braucht das Fahrzeug drey Menschen; da nun dem Erfinder einer seiner Leute Krankheits halber fehlte, so konnte er vom Steuer keinen Gebrauch machen und mußte also das Schiff allein

mittelst der Ruder leiten, was, wie jeder Seemann weiß, sehr schwierig ist. Obgleich demnach dieser Versuch kein ganz vollständiges Resultat gibt, so ist doch dadurch bewiesen, daß man mit dieser Maschine willkürlich bedeutende Strecken zurücklegen kann, und zwar, nach der Behauptung des Erfinders, so schnell als mit einem gewöhnlichen Fahrzeuge. Der Erfinder versichert, er könne 5 — 600 Fuß tief ganz nach Willkür untertauchen; in diesem Fall aber müßte man freylich, weil das Licht völlig verschwunden, oder äußerst geschwächt ist, nach den Gegenständen, die man erreichen will, ganz auf Gerathewohl greifen. Befand er sich 15 — 20 Fuß tief unter dem Wasser, so sah er in der ganzen Maschine auf einer Taschenuhr noch ganz gut, wie viel Uhr es war.

Da das Fahrzeug aus Eisen ist, konnte er nicht in dem Umfang, wie er es wünschte, Versuche über den Magnetismus anstellen; die Maschine müßte aus Kupfer seyn. — „Wenn wir“, erzählt er selbst, „gerade unter dem Wasserspiegel hinführen, hörten wir das Rauschen der Wellen sehr deutlich, und wir erhielten ein zitterndes Licht, dessen Undulationen Schritt hielten mit der Bewegung der Wogen; oft funkelte es auch auf sehr überraschende Weise. Tauchten wir 15 — 20 Fuß tief unter, so nahm die Helle allmählig ab und wir befanden uns in einer Art von Dämmerung, welche auf Augenblicke in Nacht verwandelt wurde (wahrscheinlich wenn ein Fisch, oder Massen von Seegewächsen vorüberzogen). Weiter konnten wir in der Bay nicht untertauchen, aber schon in dieser Tiefe herrschte die tiefste, vollkommenste Ruhe; ganz sonderbar war uns hier zu Muthe, umfungen von einem für ganz andere Wesen geschaffenen Elemente. Von der Hitze hatten wir nie viel zu leiden, wie man hätte befürchten können, selbst als wir noch zu drey waren, die Temperatur nahm merklich ab, wenn wir untertauchten, und so oft wir überdies die Schwimmbblasen entfalteten, empfanden wir eine köstliche Kühlung.“

Wir schließen diesen Bericht mit ein Paar Bemerkungen und Zweifeln. Der Versuch wurde an einem flachen Ufer bey 12 — 20 Fuß Tiefe angestellt; würde nun aber das Fahrzeug eben so leicht tiefer tauchen? Könnte es unter den Rissen, wie sie auf dem Boden mancher Meere vorkommen, unter den Seegewächsen an ihrer Oberfläche manövriren?

Bekanntlich nimmt die Intensität des Lichts im Wasser im gleichen Verhältniß mit der Tiefe ab, und nach *Bouguer* dringt das äußere Licht überhaupt nicht tiefer als 113 Toisen. Ist es wohl möglich, die Maschine in einem unruhigen Meer durch die Strömungen zu steuern. Kann die Mannschaft, wenn sie ihren Ballast verloren hat, desselben wieder habhaft werden? Denn wollte man sich z. B. des Fahrzeugs gegen eine feindliche Flotte bedienen, so wäre es rein verloren, wenn es nicht wieder untertauchen könnte. Es bedarf also durchaus noch wiederholter Versuche, bevor man über den Werth der Erfindung, absprechen kann.

Neues aus der Zeit.

Etwas für das schöne Geschlecht.

Nachstehende befolgungswürdige Winke zur Erhaltung der Schönheit bey dem schönen Geschlecht, lesen wir eben in einem jüngst erschienenen Werke eines englischen Schriftstellers: Die Frauen dürfen nie vergessen, sich des Morgens mit reinem, frischem Wasser zu waschen; sie müssen sorgfältig jede plötzliche Gemüthsbewegung unterdrücken, und vorzüglich den Neid (—) der dem Gesichte eine häßliche Blässe gibt; auch die Mäßigkeit in Genüssen jeder Art darf nicht von ihnen überschritten werden, wollen sie nicht mit jenen häßlichen Bläschen und Pusteln sich bestraft sehen, die zuletzt das Gesicht verklumpfen. Wie Gift müssen sie die Schminke meiden; eine mäßige Bewegung wird auf natürlichem Wege ihren Wangen das Roth verleihen, das keine Kunst nachzuahmen vermag. Ungezwungenheit, Unschuld und Heiterkeit ohne Ziererey geben dem Gesichte die schönste Anmuth, Morgenluft, bey Sonnenaufgang eingeathmet, wird ihren Lippen den schönsten Carmin leihen. Jene reizvolle Lebhaftigkeit, jener mächtige Zauber, der Männerherzen so leicht in Fesseln schlägt, wird leicht erhalten werden, wenn sie sich frühzeitig zu Bette legen, nicht Karten spielen und nicht bey Lampen oder Lichtern Romane lesen, denn spätes Niederlegen gibt dem Gesichte einen traurigen und verwelkten Ausdruck. Spiel ist die Quelle von Runzeln, und nächstliches Lesen schwächt das Gesicht, macht es blaß und entnervt den Körper. Eine weiße Hand ist eine der größten weiblichen Schönheiten, und eine Hand ist nie weiß, wenn man sie nicht wäscht. Allein damit ist noch nicht alles geschehen; denn, wenn eine junge Dame schönere Hände als andere zu haben wünscht, so muß sie bedacht seyn, dieselben stets in nützlicher Thätigkeit zu erhalten, hierdurch wird auch das Blut in steter Bewegung verfeßt, was eine erstaunliche Wirkung auf Verschönerung des ganzen weiblichen Wesens erzielt.

Sclavenberechnung.

Die Zahl der Sclaven in den englischen Colonien schätzt man beyläufig auf 800,000; in den französischen Colonien auf 200,000; in Cuba und Porto ricco auf 500,000; in den Colonien anderer Seemächte auf 75,000; in den vereinigten Staaten auf 1,650,000; in Brasilien auf 200,000; im Ganzen auf 5,225,000 Sclaven. —

Seltene Grausamkeit.

Ein Gutsbesitzer in Tucuman, Don Manuel Rivero,

solte als Anhänger der Unidas oder der Partey des ehemahligen Präsidenten Rivadavia, erschossen werden. Sein Sohn, ein edler Jüngling von 17 Jahren, begab sich zum General Quiroga von Buenos-Ayres, welchen die einheimischen Blätter aufs höchste lobpreisen (so nannte ihn das Journal „el lucero“ neulich sogar „Dios de la patria“) — und both sein eigenes Leben zum Sühnopfer für seinen Vater an. „Du bist,“ sagte Quiroga, „deines Lebens überdrüssig.“ — „Ich will“, antwortete der junge Rivero, „für das Wohl meiner Familie, für Vater, Mutter und sechs Geschwister mit dem größten Vergnügen sterben.“ — „Nun wohl“ — erwiderte der Tyrann — „ich will dir einen Vorschlag machen: ich lasse dir die Ohren abschneiden; gibst du in deinen Mienen dabey auch nur den mindesten Schmerz zu erkennen, so lasse ich dich erschießen; bist du aber standhaft, so schenke ich dir und deinem Vater das Leben.“ Der Jüngling ging auf den Vorschlag ein, und sein Henker schnitt ihm mit der größten Kaltblütigkeit, und überdies mit einem stumpfen Messer ganz langsam die Ohren ab, ohne daß das Schloßopfer nur eine Miene verzog. Quiroga von dieser Standhaftigkeit und dem Muthe des Jünglings betroffen, sagte nun: „Du bist ein gefährlicher Mensch, und der Vater, der einen solchen Sohn erzeugte, muß es noch weit mehr seyn!“ Hierauf ließ er auch den Vater vorführen, und beyde erschießen.

Naturereignisse.

Heftige Erdstöße.

Am 25. Juny Nachts um 10³/₄ Uhr wurden die Einwohner zu Modon plötzlich durch heftige Erdstöße, deren Schwingungen 30 Secunden dauerten, in Schrecken verfeßt. Zum Glück hatten sich diese nahhaften Erschütterungen nicht wiederholt, noch bedeutenden Schaden angerichtet. Nachrichten aus Navarin melden, daß auch dort zu gleicher Zeit bedeutende Erdstöße fühlbar waren.

Ein außerordentlicher Niederschlag aus der Atmosphäre.

Ein Brief aus Moscau vom 2 May meldet in der St. Petersburger akademischen Zeitung: Am letzten März fiel hier in den Feldern des Dorfes Wolokolams eine brennbare Substanz und bedeckte wenigstens zwey Zoll hoch eine Oberfläche von 6 — 700 Quadrat Fuß. Die Einwohner glaubten Anfangs, es sey Schnee, nachher schien es bey näherer Betrachtung die Eigenschaften von Baumwolle zu haben, indem es bey Zerreißen dieselbe Zähigkeit zeigte. Allein als man diese Substanz in einen Kessel mit Wasser that, nahm sie die Consistenz von Harz an. In ihrem ursprünglichen Zustande ans Feuer gebracht, brannte sie mit einer Flamme, wie Weingeist. Bey genauer Untersuchung hatte das Harz die Farbe von Bernstein, war elastisch wie Cavutschou und roch wie eine Mischung von Oehl und Wachs.

Serausgegeben und redigirt von Anton Dominik Bastler,

Doctor der Medicin und Chirurgie, wohnhaft in der Stadt, Spiegelgasse, nächst dem Graben Nr. 1095.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, Dorotheergasse Nr. 1108.